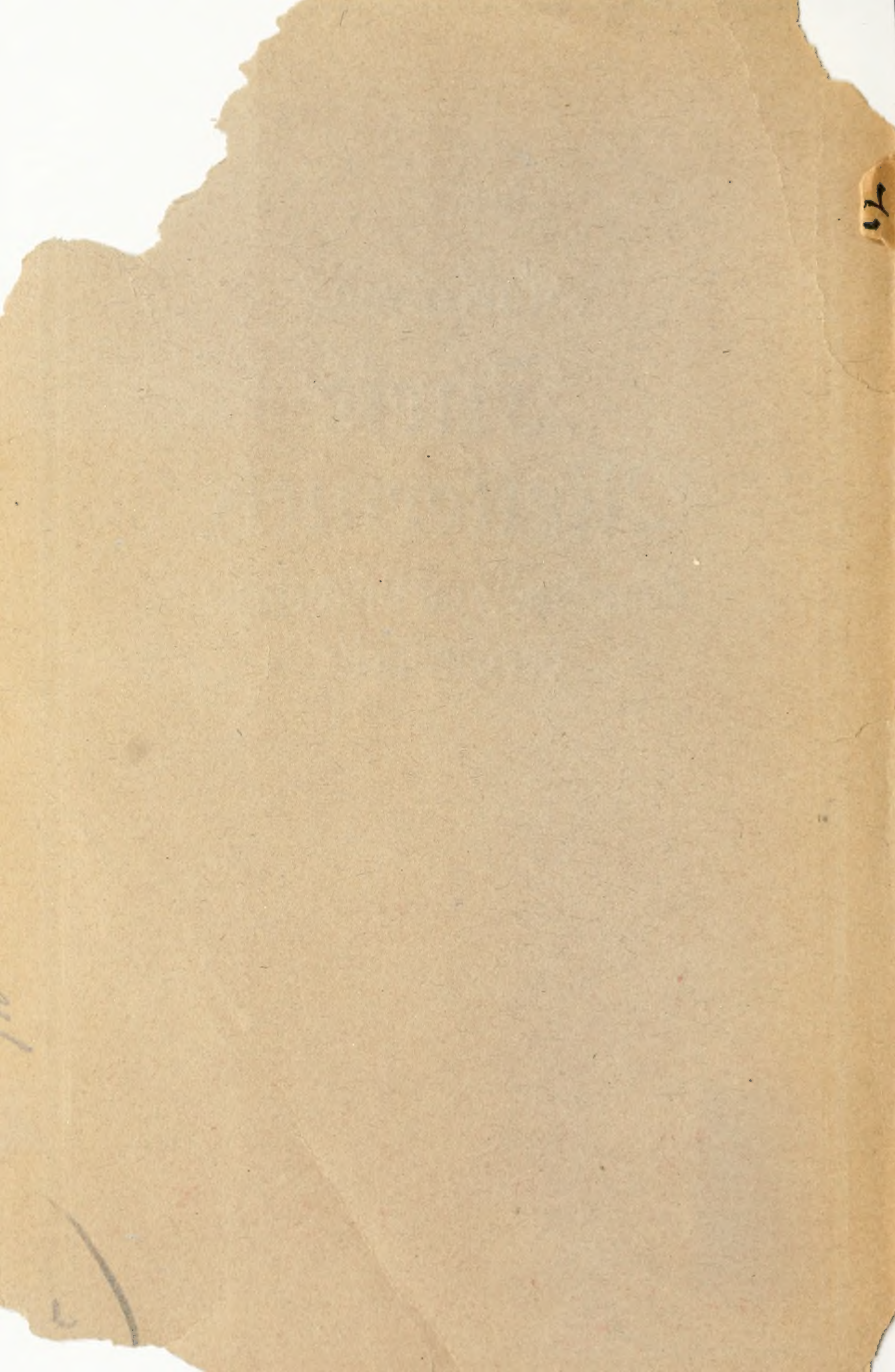
Karl Groos

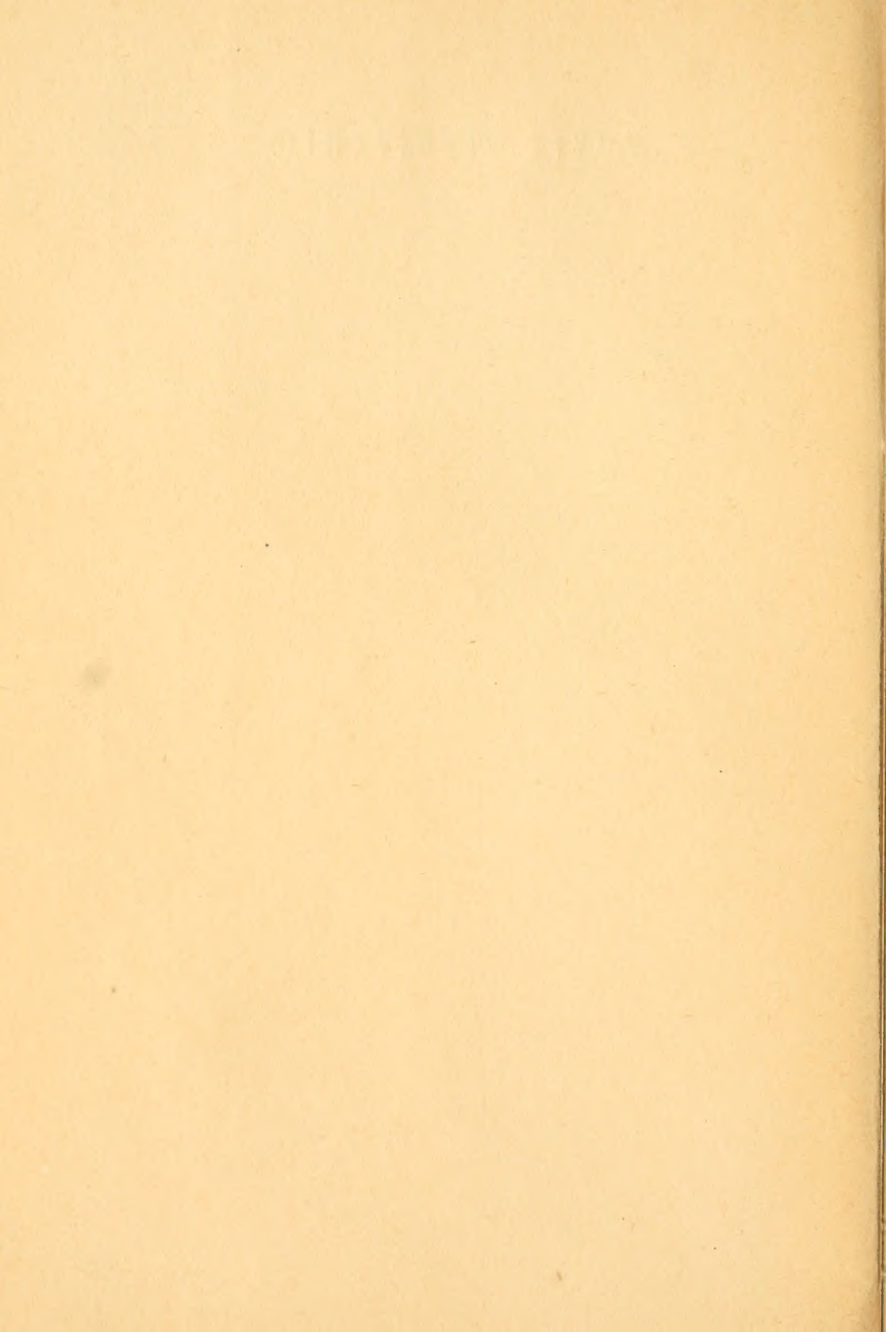
Fürst Metternich

Eine Studie zur Psychologie der Eitelkeit





Fürst Metternich



Fürst Metternich

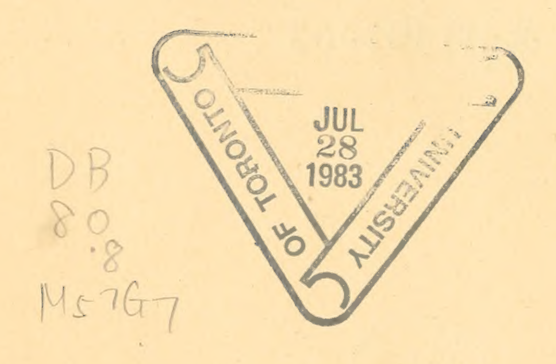
Eine Studie
zur Psychologie der Eitelkeit

von

Karl Groos



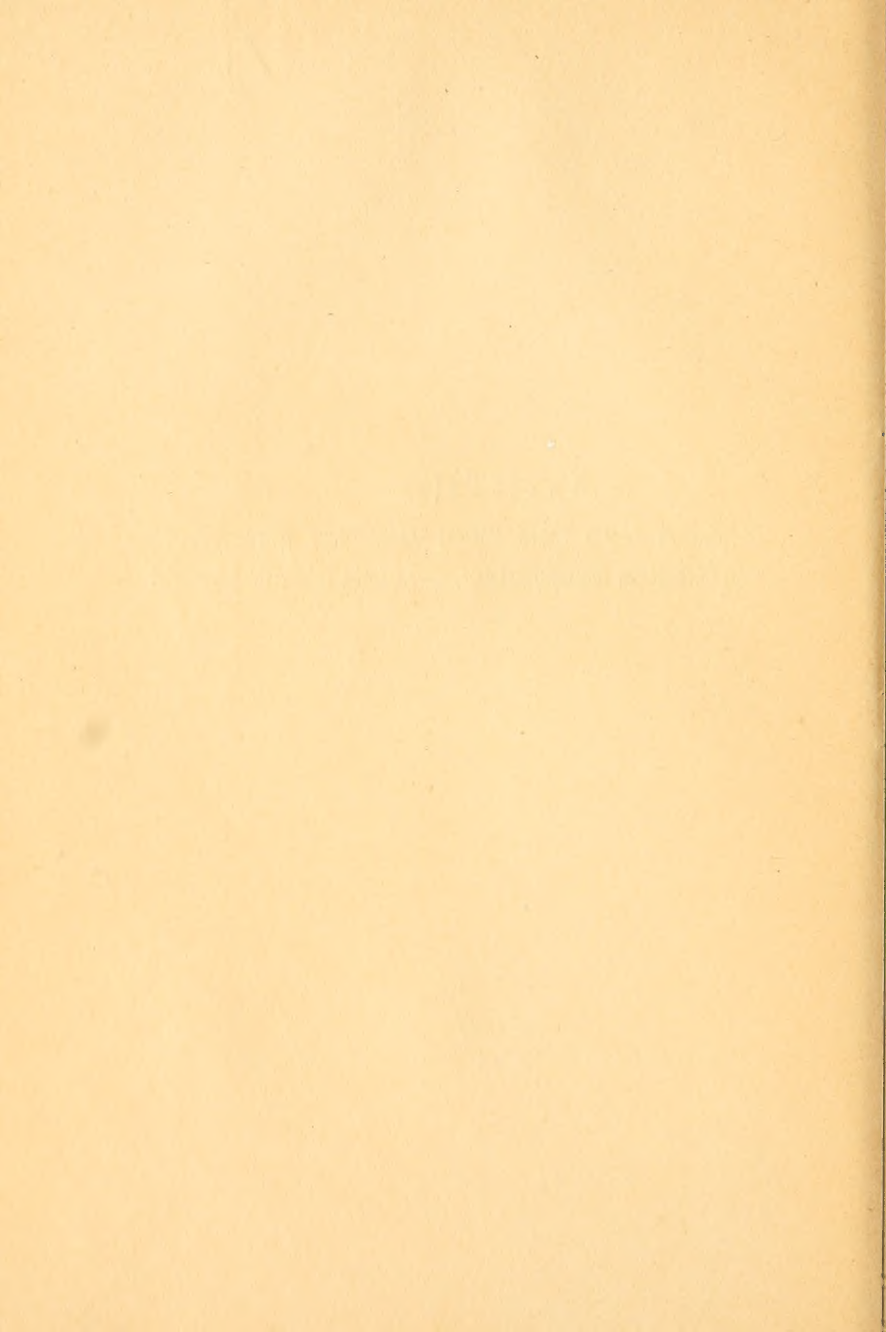
J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger
Stuttgart und Berlin
1922



1.—3. Auflage

An die Leser

Beschauet durch mein Glas, vergrößert siebenfach,
Ein Stücklein Menschentum, — in dem wir alle schwach!



Inhalt

Einleitung

In meiner Schrift über »Bismarck im eigenen Urteil« (Cotta, 1920) habe ich zu zeigen versucht, daß diesem großen Staatsmann eine Charaktereigenschaft so gut wie vollständig fehlte, die er bei anderen Politikern sehr häufig festgestellt hat, nämlich die Eitelkeit. Als ich vor der Drucklegung des Buches in einem kleinen Kreise von Historikern auf diesen Punkt zu sprechen kam, stellte ich die Frage, ob mir einer der Anwesenden einen bedeutenden Mann empfehlen könne, für dessen Wesen gerade die Eitelkeit kennzeichnend sei und der dabei ein so reiches Material von Aufzeichnungen hinterlassen habe, daß er als Gegenstand einer literar-psychologischen Untersuchung geeignet erscheine. Darauf wurde mir unter Hinweis auf die glänzende Schilderung Treitschkes besonders Metternich genannt, also derjenige Staatsmann aus deutschem Stamme, der in der Bismarck vorausgehenden Periode, wie jener, einen weit über die Grenzen seines Landes hinausgehenden Einfluß ausgeübt hat. Auf diesem Wege ist die vorliegende Untersuchung zustande gekommen, die sich die Aufgabe stellt, ein von der wissenschaftlichen Psychologie noch wenig behandeltes Problem an einem konkreten Beispiel zu studieren.

Daß bei Metternich das Bewußtsein des eigenen Wer-

tes in höchstem Maße ausgebildet war und im Verkehr mit anderen nur zu deutlich hervortrat, wird von denen, die ihn persönlich kannten, nicht selten hervorgehoben. Die Fürstin Lieven, von deren Beziehungen zu Metternich im Verlaufe dieser Untersuchungen ausführlich gesprochen werden soll, schreibt nach dem Bruch mit dem früheren Geliebten von den politischen Fehlern, in die ihn seine Eitelkeit geführt habe[1], und betont nach einem späteren Wiedersehen, er sei zwar scharmant, wenn er von der Vergangenheit und besonders von Napoleon erzähle, werde aber langweilig, sobald er auf sich und seine Unfehlbarkeit zu sprechen komme[2]. Der Gemahl der Fürstin Lieven nennt ihn in einem Briefe an Nesselrode (1825) „un homme tout cousu de vanité" und spricht von seinen „gasconnades déplacées"[3]. Fr. von Gentz, der vertraute Berater Metternichs, urteilt (1810), daß er „léger, dissipé et présomptueux" sei — eine Charakterisierung, die man freilich auch auf Gentz selbst anwenden könnte[4].

Den Zeugnissen von Zeitgenossen entspricht der Befund aus den von Metternich hinterlassenen literarischen Dokumenten. Man braucht in dieser Hinsicht nur auf Treitschke zu verweisen, der in seiner »Deutschen

---

1) E. Daudet, „Une vie d'ambassadrice au siècle dernier". Rev. d. deux mondes 1903, V. Periode, 13. und 14. Band.

2) Vgl. F. Strobl von Ravelsberg, »Metternich und seine Zeit 1773—1859«, 1906/07, Bd. I, S. 53.

3) Th. Schiemann, »Geschichte Rußlands unter Kaiser Nikolaus I.«, Bd. I, S. 613.

4) Tagebücher von Fr. von Gentz, 1861, S. 257.

Geschichte« den »unermeßlichen Dünkel« Metternichs immer wieder hervorgehoben hat. Meiner Analyse habe ich hauptsächlich die von dem Sohne des Staatskanzlers, Fürst Richard Metternich-Winneburg herausgegebenen acht Bände »Aus Metternichs nachgelassenen Papieren« (Wien, Braumüller 1880 bis 1884), sowie die von Jean Hanoteau veröffentlichten „Lettres du prince de Metternich à la comtesse de Lieven" (2. Aufl., Paris, Plon-Nourrit et Cie. 1909) zugrunde gelegt[1] und dabei eine so umfangreiche Stoffsammlung gewonnen, daß ich mich bei der Benutzung anderer Quellen auf eine Auslese beschränken konnte.

Ich habe mir überlegt, ob ich nicht für den Untertitel meiner Schrift den Ausdruck »erhöhtes Selbstgefühl« wählen solle, der kein moralisches Werturteil andeutet, während das Wort »Eitelkeit« ein solches einzuschließen scheint. Denn es kommt mir bei meiner ganzen Betrachtungsweise viel weniger auf eine sittliche Stellungnahme als auf die einfache Wiedergabe des Tatsächlichen an. Und soweit die ethische Frage dennoch hereinspielt, wäre mir die sozusagen höflichere Bezeichnung auch darum willkommen gewesen, weil ich glaube, daß Metternichs Persönlichkeit trotz aller ihrer Fehler doch eine etwas mildere Behandlung verdient, als sie ihr zum Beispiel von Treitschke zuteil geworden ist, dessen Charakterzeichnung eigentlich fast nur seine Schwächen (diese freilich in meisterhafter Formulierung) hervorhebt. Wer in den letzten Bänden der N P die Tagebuchaufzeichnungen

1) Die erste Quelle wird im folgenden mit N P, die zweite mit L bezeichnet werden.

der Fürstin Melanie Metternich liest, der wird sich dem Eindruck nicht entziehen können, daß der Kern von Metternichs Wesen aus edlerem Stoffe bestand, als es der herkömmlichen Einschätzung entspricht. Trotzdem muß es bei der Bezeichnung »Eitelkeit« bleiben. Denn ein starkes »Selbstgefühl« haben auch Männer wie Bismarck besessen, die von der Selbstbespiegelung, der Ruhmredigkeit und dem Durst nach Beifall, wie sie der Eitle zeigt, frei gewesen sind. Bismarck selbst hat einmal gesagt: »Ich habe unter Umständen viel Selbstgefühl, aber ich halte mich im ganzen für einen bescheidenen Menschen.«

Wenn ich sagte, daß das Problem der Eitelkeit von der wissenschaftlichen Psychologie noch wenig behandelt worden sei, so gilt das auch allgemeiner von der Erforschung der menschlichen Charaktereigenschaften überhaupt. Hier bietet sich, wie ich glaube, gerade der »Psychologie der Literatur« ein fruchtbares Arbeitsfeld dar. Man wird ja natürlich auch versuchen müssen, solche Aufgaben durch die wissenschaftliche Beobachtung lebender Menschen zu lösen. Aber es liegt auf der Hand, daß sich da große Schwierigkeiten einstellen; wenn uns die »Wahrheit« gesagt wird, schreibt Müller-Freienfels in einem noch häufig zu erwähnenden Buche, »laufen wir in der Regel zum Kadi oder fordern den Wahrheitskünder zum Duell«. Vollends das Experiment, dieses wichtigste Werkzeug der neueren Psychologie, wird hier nicht gerade leicht in genügendem Ausmaße zu verwenden sein. Daher ist die Untersuchung literarischer Dokumente, die sich in den Dienst psychologischer Fragen stellt, dazu berufen,

in diesem Gebiete nicht unwichtige Ergänzungen zu der bestehenden Seelenlehre zu bieten.

Es braucht schließlich kaum betont zu werden, daß eine Analyse, wie sie hier versucht wird, eine ganz individuelle Ausprägung des Selbstgefühls zur Darstellung bringen muß. So wird der Zug ins Erhabene, der für die Selbstdarstellung Metternichs kennzeichnend ist, bei anderen eitlen Persönlichkeiten vielleicht weniger hervortreten. Und umgekehrt: wenn die vollständig entwickelte Eitelkeit nicht nur in der Neigung besteht, mit Vergnügen bei der Betrachtung der eigenen Vorzüge zu verweilen und sie vor Anderen rühmend hervorzuheben, sondern auch in dem Bedürfnis, sich an der fremden Bewunderung zu berauschen, so macht sich das letztere Merkmal in den Aufzeichnungen Metternichs, obwohl es nicht fehlt, doch in geringerem Maße geltend, als es zum Beispiel bei manchen Virtuosen der Fall sein mag. Aber gerade die Feststellung solcher individueller Abtönungen kann eine Bereicherung unseres Wissens bedeuten, deren Wert nicht zu verkennen ist.

Erstes Kapitel

Innenbild und Außenbild

Vorbemerkungen. — Um die Charaktereigenschaft, die in dieser Arbeit an einem Einzelfall untersucht werden soll, in die allgemeinen Zusammenhänge des Seelenlebens einzustellen, bedarf es einiger Betrachtungen über die Erscheinungsweisen der Individualität, die neuerdings als ihr »Innenbild« und »Außenbild« bezeichnet worden sind. Ich kann zu diesem Zwecke zunächst an meine Schrift über Bismarck[1] anknüpfen. In uns allen, heißt es dort (S. 8), ruht ein vielleicht wenig aufgehelltes, aber wirksames Gesamtbild von unserem eigenen Wesen. Dieses »Innenbild« entspricht durchaus nicht immer der Wirklichkeit; denn in der Seele des Menschen herrscht, wie der Franzose Jules de Gaultier[2] es nennt, das Prinzip des »Bovarysmus«, das heißt eine Neigung, „de se concevoir autre qu'il n'est" (B, S. 9). Das gilt ganz besonders von dem Typus, mit dem wir uns zu be-

---

1) Das Buch über »Bismarck im eigenen Urteil« wird im folgenden durch den Buchstaben B bezeichnet.

2) Jules de Gaultier, „Le Bovarysme". Paris 1902. (Gaultier weist nach, daß diese Neigung bei den Personen Flauberts, so bei Madame Bovary, stark hervortritt; daher der Name »Bovarysmus«.)

schäftigen haben. »Der Eitle«, sagt Alfred Storch, »schafft sich ein falsches Selbstwertbild und wird dadurch blind für seine wahre Natur« (B, S. 23). — Das Selbstwertbild steht aber in engster Beziehung zu dem Bilde, das sich die Mitwelt von dem Wesen eines Menschen macht; A. Döring nennt in seiner »Philosophischen Güterlehre« die Rückwirkung dieses »Außenbildes« auf das »Innenbild« Reflexselbstschätzung. Auch da wird man sagen können, daß gerade der Eitle für die so entstehende soziale Resonanz seines Wesens besonders empfindlich ist (B, 34 f., 224).

Damit ist schon angedeutet, was unter »Innen«- und »Außenbild« verstanden werden soll; diese Ausdrücke übernehme ich von Müller-Freienfels, der sie bei seiner Analyse der verschiedenen »Aspekte der Individualität« verwendet hat. (»Philosophie der Individualität«, Felix Meiner, Leipzig 1921.) Nach seiner Ansicht lassen sich nämlich an einer Persönlichkeit folgende sieben Erscheinungsweisen unterscheiden: das unmittelbar erlebte Ich-Bewußtsein (Momentan-Ich); das leibliche Ich; die Seele als das (nach Müllers Ansicht fiktive) psychische Substrat der Individualität; das »Mein« als der geistige Besitzstand des Ich; das Innenbild als der zusammenfassende Begriff von der eigenen Individualität; das Außenbild als die Vorstellung der Mitmenschen von einer bestimmten Persönlichkeit; endlich die Objektivation des Individuums in seinen Handlungen und Werken. — Wir haben hier, gestützt auf die in den Briefen und Aufzeichnungen Metternichs vorliegende »Objektivation«, die Beziehungen des Innen-

und Außenbildes zu unserem psychologischen Thema zu berücksichtigen. Dabei wird es vor allem auf das Innenbild ankommen.

Die Klarheit des Innenbildes. — Die Gesamtvorstellung von unserem eigenen Wesen, die wir als »Innenbild« bezeichnen, ist, wie auch Müller-Freienfels betont, häufig sehr *verschwommen* und *undeutlich*; man kann ein Bewußtsein von seiner Eigenart haben und ihren Unterschied von dem Wesen anderer Menschen lebhaft empfinden, ohne daß man sie doch durch Nachdenken und sprachliche Formulierung auf einen bestimmten Begriff gebracht hätte. Im Lebenskampf ist es eben in erster Linie notwendig, das Auge für die Eigenschaften der anderen Menschen zu schärfen, während die logische Reflexion über die eigene Persönlichkeit praktisch von geringerer Bedeutung ist und daher gewöhnlich weniger geübt wird (B, S. 21). Es gibt aber verschiedene Beweggründe, die ein solches Reflektieren und damit die Verdeutlichung des Innenbildes begünstigen können. Fragen wir zum Beispiel, welche besonderen Umstände bei *Bismarck* den forschenden Blick nach innen gerichtet haben mögen (Bismarck hat erstaunlich viele Urteile über sich selbst gefällt), so werden wir zunächst darauf hinweisen können, daß er von seiner Studentenzeit an lange völlig im Ungewissen war, auf welche Weise sich sein Leben gestalten würde, wohl auch manchmal in Furcht vor einer selbstzerstörenden Wirkung der in ihm gärenden Kräfte. In dieser Periode hatte er Zeit und Anlaß genug, um über sein Ich nachzudenken. Später war die von ihm durchlebte religiöse

Krise geeignet, die Selbstbesinnung zu fördern: als die ihm am nächsten stehenden Menschen so eifervoll um seine Seele kämpften, mußte er auch selbst diesem »zaghaften und trotzigen« Ding erhöhte Beachtung schenken (B, S. 22). — Bei Metternich sind diese Motive sicher nicht von wesentlicher Bedeutung gewesen, wahrscheinlich sogar überhaupt nicht in Betracht gekommen. Dagegen wird bei ihm das Bedürfnis, das Innenbild in klarer Formulierung herauszustellen, durch seine Eitelkeit stark gefördert: er will sein Selbst im Spiegel der Reflexion betrachten und das, was ihm grundlegend erscheint, auf deutliche Begriffe bringen, weil sich dabei sein Selbstgefühl befriedigt.

Die Sicherheit des Innenbildes. — Die Selbstbeurteilung vieler Personen ist ferner, auch wenn sie gewohnt sind, viel über sich nachzudenken, häufig recht unsicher; das heißt, sie sind im Zweifel darüber, ob sie sich richtig beurteilen, weil sie die mannigfachen Gegensätze in ihrem Innern bemerken, die bei dem Versuch einer logischen Formulierung leicht den Eindruck des Widerspruchsvollen erzeugen. »Der bescheiden auftretende Mensch liebt doch mitunter die Selbstbespiegelung und ist vielleicht gar eitel auf seine Bescheidenheit, der Zurückhaltende hat Momente hingebender Offenheit, der Gemäßigte kann unter Umständen äußerst heftig werden, der Schwache eine überraschende Energie entfalten und so weiter. Wie soll man da sicher urteilen?« (B, S. 21). — Das Selbstgefühl Metternichs ist von solchen Zweifeln nicht angekränkelt; er glaubt ganz genau zu wissen, wie es mit seinem Inneren bestellt ist,

und besitzt den Widersprüchen in seiner Natur gegenüber ein Mittel, von dem sogleich noch gesprochen werden soll. Zu dieser Selbstsicherheit gehört auch das Bewußtsein, niemals oder fast niemals zu irren: jene »Unfehlbarkeit«, von der die Fürstin Lieven spricht, zählt zu den am schärfsten ausgeprägten Merkmalen im Wesen Metternichs. »Findet die Welt,« schrieb er einmal, »daß ich Recht habe, so bin ich zufrieden, findet sie, daß ich Unrecht habe, so — verzeihe ich ihr im voraus« (N P, III, S. 294).

Die Wertbetonung und ihre Schwankungen. — Das eben Gesagte verweist uns auf die Tatsache, daß das Innenbild selten ohne das Bewußtsein des eigenen Wertes oder Unwertes vorkommt. »Es ist«, sagt Müller-Freienfels (S. 25), »nicht etwa bloß intellektueller Inhalt, sondern enthält starke Wertbetonung. Wir können uns als bedeutend oder unbedeutend einschätzen, aber irgendwie fällt immer auf diese Ich-Vorstellung ein besonderer Akzent.« Es ist nun bekannt, daß die Selbstbewertung vieler, wahrscheinlich der meisten Menschen starken Schwankungen unterworfen ist, die zum Teil den äußeren Erlebnissen, den Erfolgen und Mißerfolgen, der Bewunderung oder Mißachtung von seiten der Mitwelt entspringen, zum Teil aber auch durch eine innerlich bedingte Wellenbewegung des Lebensgefühls verursacht werden. Bei künstlerisch oder religiös veranlagten Naturen sind solche Schwankungen in der Wertbetonung des Innenbildes sehr häufig zu beobachten. Es gibt sicher auch einen Typus der Eitelkeit, bei dem auf den Rausch des zum Jubel erhöhten Selbstgefühls die Depression und mit ihr die

Selbstverkleinerung zu folgen pflegt. In den Aufzeichnungen M e t t e r n i c h s ist davon nichts zu bemerken. Ob er in seinem Innern manchmal doch mehr, als es äußerlich hervortritt, an seinem Werte gezweifelt hat, kann man nicht wissen; aber man gewinnt schwerlich den Eindruck, daß das häufig vorgekommen sein kann. Sein Selbstvertrauen zeigt eine hohe, aber auffallend gleichmäßige Temperatur. Fr. von G e n t z, der seinem Gönner zuerst recht kritisch gegenüberstand, schrieb im Oktober 1809 in sein Tagebuch, er werde Metternich die „confiance vraiment choquante" niemals verzeihen, mit der er nach dem Abgang des Grafen Stadion in der furchtbarsten politischen Lage die Geschäfte übernahm. Im Jahre darauf urteilt er günstiger über sein Selbstvertrauen: „il se croit heureux; c'est une qualité excellente" (Tagebücher, S. 193, 257). Aber auch im Unglück hat Metternich niemals zugegeben, daß er sich geirrt oder Fehler gemacht habe.

S p a l t u n g e n d e s I n n e n b i l d e s. — Das auf Begriffe gebrachte Innenbild hat wie alles Logische die Richtung auf Vereinfachung und Schematisierung (Müller-Freienfels, S. 25). Nun ist es, wie ich in meinen Aufsätzen über den »Aufbau der Systeme« zu zeigen suchte, ein überall angewendetes Auskunftsmittel unseres Verstandes, die Mannigfaltigkeit des Gegebenen da, wo sie der vollen Vereinheitlichung widerstrebt, durch die Aufstellung von Gegensätzen überschaubar zu machen. Auch das Innenbild läßt sich angesichts der so verschiedenartigen Triebfedern und Beweggründe, die sich in unserer Seele regen, häufig nur so zur Klärung bringen, daß es

in der Form der Antithese auseinandergelegt wird[1]. Müller-Freienfels spricht in diesem Zusammenhange von »Spaltungen des Innenbildes«. »Wenn zwei widersprüchliche Begehrungen im Menschen sich bekämpfen, so scheinen es vielfach zwei komplexe Personen zu sein, die in ihm streiten. ... Zuweilen erhalten die beiden Ich-Bilder sogar verschiedene Namen: in Robert Schumann zum Beispiel lebten zu gleicher Zeit ein sanfter ‚Eusebius' und ein tatenfroher ‚Florestan'« (a. a. O. S. 60).

Auch Metternich pflegt sein Innenbild in zwei scharf gesonderte Regionen zu zerlegen. Er ist einerseits der im öffentlichen Leben stehende, durch kühles und sachliches Denken ausgezeichnete Politiker, anderseits der gemütvolle, liebesbedürftige Mann des Privatlebens. Und hierbei ist er bezeichnenderweise eitel auf die sich in dieser seiner »Doppelnatur« (N P, III, S. 321) offenbarende Vielseitigkeit. »Es ist eine sehr seltsame Sache um mein Leben,« schreibt er 1827 an die Mutter seiner späteren dritten Gemahlin, und er fügt gleich hinzu, daß er in dieser Hinsicht weit davon entfernt sei, dem „grand nombre des mortels" zu gleichen. »Dieses Leben ist aus zwei Teilen zusammengesetzt, die ich auf Grund meiner Anlage miteinander parallel gehen lassen kann, und die sich niemals vermischen.« Der eine Teil gehört der Welt an, der andere ist „de mon domaine particulier" (N P, IV, S. 338). Häufig wendet er dabei das auch von Fichte gern benutzte Schema »Kopf und Herz«

1) Vgl. B, Kapitel »Zwei Seelen«.

an; »mein Herz gehört ganz mir[1], mein Kopf nicht; er ist an dem Weltverkehr beteiligt, was für mich nie gleichbedeutend mit dem Glücke war« (N P, III, S. 300). Diese und andere Sonderungen machen sich am stärksten in seinen Briefen an die Fürstin (damals Gräfin) Lieven geltend, wie später gezeigt werden soll.

Wirkungen des Innenbildes. — Wir gelangen nun zu einem Punkte, bei dem die Beziehung zum Außenbilde einzusetzen beginnt. Das Innenbild ist nichts weniger als ein bloßer Schatten, der kraftlos neben dem unmittelbaren Leben des Menschen hinschwebt; es übt im Gegenteil die stärksten Wirkungen auf das Sein und Verhalten des Individuums aus. Wenn wir uns dabei gleich auf das positiv bewertete Innenbild beschränken, wie es sich in einer Persönlichkeit von erhöhtem Selbstgefühl ausgestaltet, so können wir im allgemeinen zweierlei Wirkungen unterscheiden. Es wird sich entweder darum handeln, daß die Vorstellung von der eigenen Wesensart das wirkliche Sein des Menschen beeinflußt, oder darum, daß er bestrebt ist, vor anderen so zu erscheinen, wie es dem wertbetonten Innenbilde entspricht. Beides kann sehr wohl nebeneinander bestehen; denn das »Erscheinen« braucht nicht notwendig ein bloßer »Schein« zu sein.

Wirkungen auf das innere Sein. — Was die erste Art von Einflüssen betrifft, so wird das Innenbild eines selbstbewußten Menschen jene „confiance" verstärken können, die Gentz bei Metter-

---

1) Vgl. N P, III, S. 321: »jenes Herz, das mir die große Menge bestreitet«.

nich so kräftig entwickelt fand, daß er ihn eines unverzeihlichen Leichtsinns zieh. Es läßt sich in der Tat feststellen, daß der Staatskanzler mit seltener Unerschütterlichkeit von dem Bewußtsein erfüllt war, seinem schwierigen Beruf durchaus gewachsen zu sein. Auch nach dem Sturze des »Systems Metternich« hat er niemals die Schuld bei sich gesucht. Eine nur scheinbare und dabei recht charakteristische Ausnahme findet sich in einem Briefe an die Gräfin Lieven vom 27. Dezember 1818 (L, S. 88): Von Arbeiten überhäuft findet der Liebende, daß das Leben eines Ministers „une vie affreuse" sei. Es gebe nur eine Klasse von Individuen, die für diesen Beruf geschaffen erscheinen, nämlich solche, die zwar „une grande force de tête", aber keine Herzensbedürfnisse besitzen. Er gehöre nicht zu diesen Menschen. Die Welt halte ihn für einen guten Minister, während er in Wirklichkeit nichts dafür tauge („tandis que je ne vaux rien pour le métier que je fais"). Damit aber ja kein Irrtum entstehe, fügt er gleich hinzu, daß der Staat von seiner »Unfähigkeit« keinen Schaden habe. Es handelt sich also in Wirklichkeit um ein Plus, das ihn von dem gewöhnlichen Diplomaten unterscheidet. Der Satz: „j'aime mieux mon coeur que ma tète" (ebenda S. 89), bedeutet keineswegs, daß er an seinem »Kopf« etwas auszusetzen fände.

Einen wichtigeren Einfluß auf das wirkliche Sein des Menschen übt das Innenbild dadurch aus, daß es ihn antreibt, sein ganzes Leben der Ich-Vorstellung entsprechend zu gestalten. Dabei wird sich der der Selbstkritik zugängliche Mann bewußt sein, daß die ihm als

Muster vorschwebende Vorstellung von dem, was er immer sein sollte, ein Idealbild ist, von dessen reiner Verwirklichung sein tatsächliches Leben weit entfernt bleibt. Unter Umständen tritt dann eine jener »Spaltungen« des Innenbildes ein, wobei das noch unüberwundene mangelhafte Selbst scharf von dem zur Alleinherrschaft bestimmten, aber noch nicht zu ihr gelangten »besseren Selbst« unterschieden wird. Ein schönes Beispiel bietet der Brief B i s m a r c k s an seine Schwiegermutter, in dem er von dem Mann Gottes und dem Knecht des Teufels in seinem Inneren schreibt, der dem Mann Gottes das Hausrecht streitig macht (B, S. 145). Von d i e s e r Art Spaltung, die für das sittliche Leben sehr bedeutungsvoll sein kann, ist bei Metternich wenig zu bemerken. Der Gedanke, daß er bei dem Aufbau seines Innenbildes von den Schwächen seines Wesens absieht und die positiven Kräfte, die ihm eignen, besonders den klaren Verstand und den zähen Willen, ins Erhabene vergrößert, liegt ihm völlig fern. Dennoch kann gerade unter diesen Umständen das Ich-Bild eine starke Wirkung ausüben: es kräftigt den Entschluß, den hohen Werten, die man zu besitzen glaubt, in allen Stürmen und Versuchungen des Lebens unbeirrt treu zu bleiben. Daß Metternich von einem solchen Streben ernstlich erfüllt war, kann man, wie ich glaube, mit Sicherheit behaupten; er wollte so sein, wie er sich sah.

D i e D a r s t e l l u n g d e s I n n e n b i l d e s. — Von hier aus gelangen wir zu dem Einfluß des Innenbildes auf die S e l b s t d a r s t e l l u n g d e s e i g e-

nen Wesens vor den Augen der Mitwelt[1]. Der normale Mensch hat infolge der in ihm waltenden sozialen Triebe das Bedürfnis, sich durch die verschiedenen Ausdrucksmittel, die ihm zu Gebote stehen, vor seinen Artgenossen zu erschließen und in ihnen ein Bild (das »Außenbild«) von dem zu erzeugen, was er nach seiner Meinung innerlich ist — oder als was er doch erscheinen möchte. Es gibt aber sehr verschiedenartige Motive für eine solche Selbstdarstellung. So hat Bismarck als Diplomat gern eine gewisse Sorglosigkeit (»Wursthaftigkeit«) zur Schau getragen, die zwar eine reale Grundlage in seinem entschlußkräftigen und kühnen Geiste besaß, aber um der Wirkung auf die Gegner willen von ihm manchmal einseitig betont wurde. »Man hatte die Empfindung,« urteilte Gramont 1864, »daß er immer kampfbereit sei, wenngleich er ein gewisses Sichgehenlassen in der Haltung affektierte und alle geheimen Angelegenheiten leicht zu nehmen schien« (B, S. 104). Oder er ließ zum Zweck der Einwirkung auf andere die Zeichen einer rücksichtslosen Kampfbereitschaft für sich allein hervortreten, ohne zu offenbaren, wie stark die Zügel waren, mit denen er das feurige Roß zu lenken wußte: die kluge Berechnung der Möglichkeiten, die zehrende Sorge um das Staatswohl und das religiös vertiefte Gefühl der Verantwortlichkeit (B, S. 107). Dagegen fehlten bei ihm die Motive, die der Eitelkeit entspringen. Er hatte weder die Neigung, sich selbstgefällig vor anderen zu rühmen, noch

---

1) Zum Begriff der Selbstdarstellung vgl. B, Kapitel IV.

ein starkes Verlangen nach fremder Bewunderung. Im Jahre 1879 schrieb sein Jugendfreund Graf Keyserling, der ein guter Beobachter war: »er hat vielleicht wenig Bedürfnis gespürt, andere zu verehren, dafür hat er aber für seine Verhältnisse unglaublich wenig das Bedürfnis entwickelt, verehrt zu werden« (B, S. 225).

Ein ganz anderes Bild erhält man von der Selbstdarstellung des Fürsten Metternich, wie sie sich besonders in seinen Briefen an Mitlebende, aber auch in Aufzeichnungen offenbart, die für die Nachwelt bestimmt waren. Metternich ist von einem unwiderstehlichen Drang erfüllt, seine geistigen Vorzüge immer wieder ins Licht zu stellen, und er wird dabei durch die Selbstkritik, auch wenn sie sich einmal regen möchte, nicht gehindert. In welchen Formen sich dieser Drang im einzelnen äußert, wird später gezeigt werden. Hier sei als ein Beispiel für den (grob gesagt: »geschwollenen«) Ton, den er anzuschlagen liebt, ein an seine Tochter Leontine Gräfin Sándor gerichteter Brief vom 17. Januar 1849 angeführt, den er nach seinem Sturz von Brighton aus geschrieben hat: »Es gibt in der Welt zwei Lagen, die nicht ihresgleichen haben in der Geschichte der Reiche wie in jener der Individuen. Diese Lagen sind jene Österreichs und meine eigene. Erstere wurde durch die soziale Epidemie, welche die Welt verheert, und durch die gänzliche Untüchtigkeit der Regierenden in allen Ländern, besonders aber auch bei uns herbeigeführt. Letztere war die natürliche Folge dessen, daß ich bei meiner langen Ministerlaufbahn unter den Regierenden der einzige Regierungsfähige war.« Hierauf wird eine der vorhin

erwähnten leisen Regungen der Selbstkritik mühelos unterdrückt: dieser Ausspruch, sagt er, würde in jeder anderen Lage »dünkelhaft« lauten, er sei aber durch die Ereignisse selbst von einem solchen Vorwurf gereinigt. Dann heißt es weiter: »Das Reich habe nicht ich regiert, ich leitete nur dessen Politik. Die Wahrheit ist, daß das Reich keine Regierung hatte, und daß ich trotz dieses ungeheuren Übelstandes die Ehre desselben aufrecht zu halten wußte, nachdem es mir seinerzeit gelungen war, ihm wieder seine materielle Integrität zu verschaffen. Hätte *ich* das Reich regiert, so hätte sich der 13. März nicht ereignet oder wäre, wenn er sich ans Tageslicht gewagt, *zermalmt* worden« (NP, VIII, S. 203 f.).

Der Gewohnheit, sich vor anderen zu rühmen, ist das bewußte Streben nach fremder Bewunderung nicht so notwendig zugeordnet, wie man auf den ersten Blick vielleicht annehmen möchte. Es gibt Menschen, die selbst dann prahlen müssen, wenn sie sehen, daß ihr Verhalten auf Widerspruch oder auf Spott stößt: »es muß eben heraus!« Bei Metternich gewinnt man den Eindruck, daß er auf der Höhe seines Ruhmes gegen äußere Ehren und gegen Schmeicheleien zwar gewiß nicht unempfindlich[1], aber vielleicht doch bis zu einem gewissen Grade abgestumpft war. Die Ehrungen, mit denen er auf seinen Reisen überhäuft wurde, scheinen ihm manchmal wirklich mehr lästig als angenehm gewesen zu sein, und gröberen Schmeicheleien gegenüber

1) Wie ihm geschmeichelt wurde, kann man zum Beispiel aus den Briefen seines Freundes *Gentz* ersehen, der darin sehr weit gegangen ist — und gehen durfte.

konnte er unter Umständen doch mißtrauisch werden. So schrieb er einmal, als der Russe Tatistscheff zu Verhandlungen mit ihm nach Wien gekommen war (1822), dieser scheine zu denken, daß er Lobhudeleien zugänglich sei, denn er stoße ihm das Rauchfaß mächtig unter die Nase; »ist man aber so weit gekommen wie ich, so hat man eine gestählte Nase« (N P, III, S. 507). Dagegen lag ihm, wie wir noch näher ausführen werden, viel daran, nicht nur geehrt, sondern auch geliebt zu werden, und er hat sich in der Tat, wie zum Beispiel Gentz bezeugt, gewöhnlich von der gewinnendsten Seite zu zeigen gesucht: „il m'a comblé de bontés", er ging »mit edler und liebenswürdiger Offenheit zu Werke« (Tagebücher, S. 253, 266). Auch E. Daudet spricht in seiner Abhandlung über die Gräfin Lieven von der „grâce captivante" des Fürsten und Prokesch-Osten rühmt in einem kleinen Aufsatz über Metternich seine angeborene Liebenswürdigkeit; er habe ihn nie heftig gesehen[1].

Verstellung. — Es wurde von dem Bestreben gesprochen, sich äußerlich so darzustellen, wie man wirklich zu sein glaubt oder wie man erscheinen möchte. Auch in dem zweiten Falle braucht es sich, wie gleichfalls schon hervorgehoben wurde, nicht um bewußte Täuschungsversuche zu handeln; sonst wäre man schließlich gezwungen, fast jeden Menschen für einen Heuchler zu

---

1) »Aus dem Nachlasse des Grafen Prokesch-Osten« 1881, II, S. 124, 125. Diese Veröffentlichung, die wichtige Briefe Metternichs enthält, wird künftig durch die Abkürzung »Prokesch« bezeichnet.

erklären. »Wir spielen die Rolle, in der wir uns selbst sehen, mögen wir es wissen oder nicht,« sagt Müller-Freienfels; »die meisten Menschen sind Schauspieler ihres eigenen Ideals«, ohne daß dabei »die Absicht der Irreführung« vorliegen müßte (S. 26, vgl. S. 108). Das gilt im allgemeinen auch von der eben erwähnten Liebenswürdigkeit Metternichs. Die Frage, ob er darüber hinaus in der bewußten Verstellung besonders geübt war, gehört nur mittelbar zu unserem Thema. Ihre Entscheidung muß der Beurteilung der Historiker überlassen bleiben. Treitschke drückt sich in dieser Hinsicht mit großer Schärfe aus. Er nennt Metternich neben Napoleon I. den größten oder beinahe größten Lügner des neunzehnten Jahrhunderts, spricht von seiner »angeborenen Vorliebe für krumme Wege« und schildert ihn als einen Mann, der es verstanden habe, »mit dem Ausdruck wärmster Zärtlichkeit in den schönen blauen Augen einen Herzensfreund gründlich anzulügen« (»Deutsche Geschichte« III, S. 757; I, S. 465, 604). Ich nehme an, daß sich dieses Urteil im wesentlichen auf den Diplomaten bezieht, und da wird es wohl begründet sein[1]. Nur muß man bedenken, daß es dann mit gleichem Rechte auf sehr viele Kollegen Metternichs ausgedehnt werden kann, da eben die bewußte Verstellung mehr oder weniger zum Metier gehört. Der englische Staatsmann Canning hat 1825 geschrieben: »Ich bin ganz klar darüber, daß bei Metternich keinerlei Ehrlichkeit ist, und daß wir nicht mit ihm

1) Vgl. auch H. von Srbik in »Meister der Politik«, 1922, II, S. 364.

in einem Rat sitzen können, ohne bestimmt von ihm betrogen zu werden.« Er fügte aber diesem Satze, in dem übrigens ein Unterton von fachmännischer Anerkennung mitzuklingen scheint, die Bemerkung hinzu: »doch das ist nicht nur seine Art«[1]. Das Urteil des diplomatischen Gegners scheint mir hier gerechter zu sein als das des Historikers, das ausschließlich von Verachtung erfüllt ist.

Die ganze Frage kommt für den eigentlichen Gegenstand dieser Schrift, wie ich schon sagte, nur mittelbar in Betracht. Das ist insofern der Fall, als sich aus meiner Stoffsammlung bloß das negative Ergebnis gewinnen läßt, daß Metternich diese Seite seines Wesens, obwohl er gut wußte, daß sie in seinem »Außenbilde« (also dem Bilde, das sich die Mitwelt von ihm machte) ein Hauptmerkmal bedeutete, in der Selbstdarstellung vollständig unterdrückt hat. Darin liegt aber ein Problem, dessen Lösung einen Beitrag zur Psychologie seines Selbstgefühls liefert. Im Grunde muß es doch seiner Eitelkeit sehr geschmeichelt haben, wenn es dem Verschlagenen gelungen war, die politischen Gegenspieler gründlich zu täuschen. Aber von dem Triumph der List ist in dem von mir gesammelten Material so gut wie nichts zu entdecken. Die einzige, aber allerdings vielsagende Ausnahme bildet eine Briefstelle, in der er seiner Genugtuung darüber Ausdruck gibt, den Kaiser Alexander im österreichischen Interesse beeinflußt zu haben: »Ich fühle mich in der Mitte eines Netzes wie meine Freundinnen, die Spinnen, die

---

1) Vgl. Schiemann, »Geschichte Rußlands«, I, S. 349.

ich liebe, weil ich sie so oft bewundert habe« (1821, N P, III, S. 444)[1]. Sonst sucht er immer so zu erscheinen, als ob ihm solche Künste fremd wären. »Meine Seele«, schreibt er in einer Selbstschilderung, die dem Anfang seines Verhältnisses mit der Gräfin Lieven angehört, »ist stark und gerade und *meine Worte sind wahr, immer und bei jeder Gelegenheit.* Das ist die Lösung des Rätsels von meiner *angeblichen Finesse*« (L, S. 18). Und in den nachgelassenen Papieren lesen wir: »Meine Rolle ist übrigens nicht zweifelhaft; *ich habe nie eine Maske getragen*, und diejenigen, welche sich in mir geirrt, haben recht schlechte Augen« (N P, III, S. 295).

Diese Haltung Metternichs ist offenbar durch die schon wiederholt erwähnte Tatsache zu erklären, daß er bei der Objektivierung seines Innenbildes den Eindruck einer majestätischen Größe zu machen sucht. So wünscht er sich zu sehen, und so sieht er sich wirklich: nicht als den Mann kleiner Schliche und Ränke — das alles verschwindet in seiner Selbstdarstellung wie ein wesenloser Schein —, sondern als den unerschütterlichen Vertreter ewiger Wahrheiten und heiliger Prinzipien. Seinem Bilde darf nichts Kleinliches anhaften; „je mourrais le jour où je me mépriserais“ (L, S. 113). Darin liegt eine besondere Färbung seines Selbstgefühls. »So oft

---

1) Am 15. August 1820 schrieb Metternich in Erinnerung an Napoleons Unzuverlässigkeit: »Ich *wäre* jedenfalls lieber hinterlistig als dumm, ziehe es aber vor, keines von beiden zu sein« (N P, III, S. 345).

sich ein Tor über mich täuscht, beschuldigt er mich der Finesse, die ich verabscheue, weil ich sie verachte« (L, S. 18). Dabei ist es charakteristisch, wie er sich den Tatsachen gegenüber (vielleicht doch mit einer leisen Regung von Ironie?) zu helfen weiß: wo sein Verhalten als Verstellung aufgefaßt wird, da liegt die Schuld nicht an ihm, sondern an der Torheit und an den »schlechten Augen« der anderen — ein guter Stoff für einen Humoristen wie Thackeray!

Der Einfluß des Außenbildes. — Die Selbstdarstellung des Menschen kann durch den Gedanken an das sich erst in der Zukunft entwickelnde Außenbild beeinflußt sein, dem er eine für ihn günstige Ausgestaltung wünscht; das ist zum Beispiel häufig der Fall, wenn eine im öffentlichen Leben stehende Persönlichkeit ihre Memoiren schreibt und dabei an das »Urteil der Geschichte« denkt, vor deren Richterstuhl sie in hellstem Lichte erscheinen möchte. Aber auch die schon vorhandene Auffassung unseres Wesens, wie sie sich in den Urteilen und Handlungen der Mitwelt offenbart, steht natürlich zu dem Innenbilde und seiner Darstellung in den mannigfachsten Wechselbeziehungen. Soviel ich sehe, wird man die Kenntnis von Metternichs Eigenart durch den Hinweis auf zwei solche Beziehungen fördern können.

Das feindliche Außenbild. — Zunächst ist die günstige oder ungünstige Wertbetonung des Außenbildes ins Auge zu fassen. Daß es dem eitlen wie dem bescheidenen Menschen lieb ist, wenn die Mitmenschen ihn hochschätzen, ist selbstverständlich, und Metternich ist nach seinen großen Erfolgen wie wenige ge-

feiert und umschmeichelt worden[1]. Die Unterschiede in den so entstehenden Rückwirkungen auf das Innenbild und seine Objektivierung will ich hier nicht erörtern; die Bemerkung des Fürsten, ihm liege daran, daß man ihn für einen außerordentlichen Mann halte (N P, III, S. 440), bedarf keiner Erklärung. Wie verhält es sich aber mit der Geringschätzung und der Abneigung, der ein von erhöhtem Selbstgefühl erfüllter Mann begegnet? Hier können wir uns an die früheren Bemerkungen über die Schwankungen des Innenbildes erinnern. Es wird freilich keinen Sterblichen geben, der in seiner Selbstschätzung von einem allgemeinen Ausbruch der Verachtung, des Hasses und des Hohnes, wie ihn Metternich 1848 erlebt hat, völlig unberührt bliebe. Aber während ein schwacher und furchtsamer Mensch, auch wenn er eitel ist, unter solchen Verhältnissen ins

---

1) Wie stark zum Beispiel Gentz dem Fürsten schmeicheln konnte, wurde schon erwähnt. So schrieb er nach der Schlacht bei Leipzig an ihn: »Und mein unaussprechliches Glück! Diesem Manne so nahe zu stehen! Ihn aus Vorgefühl und Instinkt oder, weil Gott es in mein Herz gegeben hatte, verehrt und angebetet zu haben, ehe noch seine Herrlichkeit vor aller Welt kund war!« ... »Da Ihre unergründliche Liebenswürdigkeit alles umfaßt, so haben Sie auch die Gräfin Schlick in einem solchen Grade bezaubert und entzückt« und so weiter. »Ihr Glück hat den Fürsten Schwartzenberg mit fortgerissen; auf Ihrem Fittig getragen ist er zum großen Manne hinaufgeflogen.« ... »Man weiß bald nicht mehr, in welchen Tönen und Worten man zu Ihnen reden soll. Das ist das einzig Drückende in dem himmlischen Verhältnisse, worin ich mich zu Ihnen befinde. Doch Ihre Milde und Güte gleicht alles wieder aus und hebt auch diese letzte Sorge noch auf.« (»Briefe von und an Friedrich von Gentz« III, A, S. 181 f.)

Wanken kommt und das gewohnte Selbstvertrauen verliert, wird der stärker Veranlagte um so zäher an dem Innenbilde festhalten, das er sich geschaffen hat. Eine solche zähe und widerstandsfähige Natur ist Metternich gewesen.

Fürstin Melanie, die dritte Gemahlin des Staatskanzlers, die mit größter Liebe und Verehrung zu dem bedeutend älteren Gatten emporsah, hat in ihrem Tagebuch ein sehr anschauliches Bild von der durch die Revolution von 1848 notwendig gewordenen Flucht des Ehepaars aus Wien und dann aus Österreich gezeichnet[1]. Die im Anfang nicht ungefährliche und durchweg beschwerliche Reise, die zuletzt nach England führte, hat dem fünfundsiebzigjährigen Manne, der infolge eines schmerzhaften Blasenleidens doppelt schonungsbedürftig war, die größten körperlichen und seelischen Anstrengungen zugemutet. »Ich mußte Clemens«, schreibt die Fürstin, »den Gefahren einer wütenden Volkshefe aussetzen und dann, um ihn diesen Gefahren zu entreißen, hatte er sich einer mühevollen Reise zu unterziehen, einer Reise, welche bei seinem Alter und seinen Gebrechen fast unerträglich schien« (N P, VIII, S. 5). Aber man bemerkt in den Aufzeichnungen Melanies trotz dem tiefen Schmerz über die Ereignisse nichts von einem Zusammenbruch seiner Fassung. »Clemens blieb ruhig und gefaßt«; »Clemens ertrug das alles mit viel Mut, was mir Kraft gab«; »Clemens war ergeben, ja sogar bei guter Laune, was mir half, alles mit Geduld

---

1) In N P, VII und VIII veröffentlicht.

zu ertragen« (N P, VII, S. 545; VIII, S. 9, 7). Die Fürstin teilt auch das Urteil eines jungen Mannes mit, der Metternich nach der Ankunft in England gesprochen hatte: »er fand ihn gelassen, gedankenreich und besonders über die Maßen nachsichtig und ohne alle Bitterkeit« (ebenda S. 40). Man wird mit der Annahme kaum fehlgehen, daß sich der Greis in der Katastrophe, die über ihn hereingebrochen war, absichtlich vor jedem Ausdruck der Schwäche, des Leidens und der Enttäuschung hütete, um auch im Unglück die Rolle durchzuführen, die ihm sein starkes Selbstgefühl vorschrieb. Als er in England eine sympathische Aufnahme fand, schrieb er an seine Tochter: »Ich habe also recht getan, als ich erhobenen Hauptes hier auftrat« (N P, VIII, S. 151). In dieser Haltung des alten, seiner Macht beraubten Mannes, die gewiß von manchen verspottet wurde, tritt doch ein Zug seines Wesens zutage, der ihm eine gewisse Größe verleiht[1].

Denselben Eindruck gewinnt man, wenn man die von Angst und Empörung durchzitterten Schilderungen der Fürstin mit Metternichs eigenem Bericht über die Flucht nach England vergleicht, den er seiner Tochter Leonie geschickt hat. Da findet man keinerlei Klagen über die Gefahren, Beschwerden und körperlichen Schmerzen, denen er auf der Reise ausgesetzt war; er erwähnt sie überhaupt nicht. Vielleicht um die Tochter zu schonen, aber doch wohl auch aus dem Gefühl heraus, daß Derartiges nicht

1) »Seelengröße und moralische Kraft dürfen dem Stürzenden nicht bestritten werden« (H. von Srbik in »Meister der Politik«, 1922, II, S. 397).

an ihn heranreichen dürfe, schreibt er bloß: »unsere Reise ging glücklich und ohne Hindernisse vonstatten« und fügt scherzend hinzu, daß die Wirtin in einer Ortschaft Hannovers, bei der sie übernachteten, die Krone auf dem Taschentuch Melanies bemerkt und daraus geschlossen habe, Herr »Matteux«, wie sich Metternich auf der Flucht nannte, sei ein vertriebener König. »Einfache Reisende werden für flüchtige Könige genommen, eine für erstere sehr lästige Art Inkognito« (N P, VIII, S. 143).

Diesem Verhalten des Fürsten entspricht nun auch die in seinen Briefen aus jener Zeit vorliegende Selbstbewertung. Fast noch mehr, man möchte sagen: noch hartnäckiger als vor seinem Sturze zeigt er sich als der Mann der unerschütterlichen und fehlerfreien Sicherheit, der nichts zu bereuen und nichts zu widerrufen hat. Gleich im Anfang der Reise schreibt er an den Grafen H a r t i g in Wien: »Ich kenne und mich kennt die ganze Welt; ich habe nicht Ein jemals von mir gesprochenes oder geschriebenes Wort zurückzunehmen« (N P, VIII, S. 7, Anm.). Seine Durchreise durch Sachsen meldet er dem König in einem Schreiben, das die Worte enthält: »Meinen Grundsätzen und Ansichten treu, werde ich bis zu meinem letzten Atemzug ein Vertreter der Wahrheit, des Rechts und der Ordnung bleiben, ohne welche der Begriff der Freiheit nur ein Trugbild zu sein vermag« (ebenda S. 8, Anm.). In einem Briefe an seine Tochter Leonie versichert er, der Spruch „si fractus illabatur orbis, impavidum ferient ruinae" passe jetzt wie immer auf ihn. Und er fügt die sehr bezeichnenden Sätze hinzu: »Was würde G e n tz heutzutage sagen? Nichts, denn

hätte ihn nicht die Gicht dahingerafft, so wäre er vor Furcht gestorben. Ich laufe nicht Gefahr, an dieser Krankheit zu sterben« (N P, VIII, S. 157).

Zu den Rückwirkungen des feindlichen Außenbildes gehört ferner die Hoffnung auf das Urteil der Geschichte. Metternich wußte genau, wie in liberalen Kreisen über ihn gesprochen wurde. Vielleicht sah er auch voraus, wie sich eine von liberalen Grundsätzen oder von antiösterreichischen Gesinnungen beeinflußte Geschichtschreibung seinem System gegenüber verhalten werde. Demgegenüber hat er stets das Vertrauen auf eine spätere, objektivere Beurteilung bekundet. In dem schon erwähnten Schreiben, das er auf der Flucht an den König von Sachsen richtete, heißt es: »Was ich im Verlauf meiner ein halbes Jahrhundert übersteigenden Geschäftstätigkeit gewollt, gewirkt und nicht vermocht habe, dies wissen Ew. Majestät, und hiervon liegen die Belege in allen europäischen Archiven. Dem Inhalt der Akten überlasse ich mit aller Gewissensruhe den Ausspruch, welchen die unparteiische Geschichte einst über mein Leben und Wirken zu fällen berufen sein wird.« Diese Stelle ist nur ein einzelnes Beispiel für zahlreiche ähnliche Äußerungen. »Um lückenhafte Geschichtswerke zu vervollständigen oder lügenhafte zu berichtigen«, hat er die Darstellungen seines Lebens und Wirkens im Metternichschen Hausarchiv niedergelegt, die im ersten und siebten Bande der N P abgedruckt sind. Er selbst wünschte sie noch nicht zu veröffentlichen; sie sollten ihre Wirkung erst später ausüben. Seinen unmittelbaren Nachfolger, den Grafen Ficquelmont,

tadelte er (in einem Briefe an die Gräfin Sándor), weil dieser es nach seinem kurzen Ministerium versuchte, dem Publikum Rechenschaft abzulegen, und er fügte die feierlichen Worte hinzu: »Es war nie meine Sache, in ein Recht einzugreifen, und ich erkenne jenes Recht an, welches der G e s ch i ch t e zusteht. Sie ist es — wie ich Dir schon gesagt — der ich mich anheimgefallen ansehe, und alles, was die Menschen tun oder beabsichtigen, um das Urteil dieses höchsten Richterstuhles zu beschleunigen, verfehlt seinen Zweck. Die Geschichte allein vermag den Gegnern der Wahrheit Widerstand zu leisten und hat die Gewalt, die Angriffe zunichte zu machen, welche der Parteigeist, den immer freiwillige oder unfreiwillige Irrtümer verblenden, gegen die Wahrheit der Tatsachen zu richten nicht unterläßt« (N P, VIII, S. 240).

Dieses die Gegenwart überspringende Vertrauen auf die Zukunft hat Metternich bei seiner Neigung zu antithetischen Formulierungen dadurch zum Ausdruck gebracht, daß er sich den »Männern des Tages« mit hohem Selbstgefühl als der Mann der Vergangenheit u n d Zukunft gegenüberstellte. Jene, das heißt die Revolutionäre, die ihn bekämpften, sind Eintagsfliegen; sie leben für den Augenblick, verstehen nichts von der Vergangenheit und werden von der Zukunft vergessen werden. Er aber ist der Vorkämpfer für unvergängliche Werte gewesen, die sich in der Vergangenheit bewährt haben und denen die Zukunft gehört. Daher kann er dem Richterspruch der Geschichte mit Ruhe entgegensehen. Nach wiederholten Ansätzen hat Metternich diese Antithese in dem ihm eigenen lehrhaften Ton so formuliert

(Schreiben an Leonie vom 9. Januar 1849, N P, VIII, S. 203): »Wenn Du mich frägst, wie es kommt, daß ich acht Stunden zum Schreiben verwende, so verweise ich Dich auf das halbe Jahrhundert, welches ich mitten im Getriebe dessen verlebte, was in dieser langen Periode die Zeitgeschichte ausmachte, und füge bei, daß es dieser Geschichte nicht zum Schaden gereichen wird, wenn ich einen Kommentar dazu schreibe, ebenso wie ich über die Kommentare beruhigt bin, welche künftige Geschichtschreiber über das System Metternich zu verfassen sich gedrungen fühlen werden. Wahrscheinlich wirst Du Dich erinnern, daß ich die Menschen in zwei Klassen einteilte, in solche der Zukunft und jene der Gegenwart. Der Unterschied zwischen beiden besteht darin, daß man, um ein Mann der Zukunft werden zu können, ein Mann der Vergangenheit gewesen sein muß, denn es gibt keine Zukunft ohne Vergangenheit. Da die Männer des Tages keine Vergangenheit hatten, so werden sie auch keine Zukunft haben.«

Die Vorstellung von der Natur des Außenbildes. — Noch ein weiterer Punkt verdient Berücksichtigung, weil er für das Verständnis der Persönlichkeit von Bedeutung ist. Die Beziehungen zwischen dem Innenbild und Außenbild sind sehr verwickelt. Wenn einerseits unsere ganze Betrachtung, die ja auch auf die Herstellung eines »Außenbildes« hinausläuft, nur dadurch möglich ist, daß man als Außenstehender eine Vorstellung von dem fremden Innenbilde gewinnen kann, so ist umgekehrt der Einfluß des fremden Außenbildes auf uns selbst von der Vorstel-

l u n g abhängig, die wir uns von dessen Natur bilden. Es ist aber klar, daß man sich dabei t ä u s c h e n kann, und zwar auch dann, wenn die Mitmenschen sich nicht verstellen. Der Depressionen ausgesetzte, innerlich unsichere Mensch wird manchmal die ihn beglückende Erfahrung machen, daß er bei denen, die ihn kennen, in höherem Ansehen steht, als er zu hoffen wagte. Einer entgegengesetzten Täuschung über das fremde Außenbild wird der Selbstzufriedene zugänglich sein: er wird häufig den Eindruck, den er auf die Mitmenschen macht, für günstiger halten, als es tatsächlich der Fall ist. Wie verhält es sich in dieser Hinsicht mit Metternich? Bei seiner Eitelkeit wird man im voraus vermuten dürfen, daß er sich manchmal das durch sein Auftreten hervorgerufene Außenbild in zu glänzenden Farben vorgestellt hat; es braucht sich ja dabei nicht immer um grobe Irrtümer zu handeln, wie wenn man Schwarz und Weiß verwechseln würde. Wie weit bei ihm die von den Wünschen der Eitelkeit geförderten Täuschungen gingen, wird im einzelnen Falle allerdings schwer zu sagen sein; hier wird der Historiker, der die Dokumente der ganzen Periode beherrscht, mit größerer Sicherheit zu urteilen vermögen, als ich es bei meiner beschränkten geschichtlichen Sachkenntnis tun kann. Daß aber solche Verschiebungen vorkamen, scheint mir sicher zu sein. Und sie sind für das individual-psychologische Problem, das ich mir gestellt habe, von Belang.

Wenn wir von den politischen Gegnern absehen, über deren ihm ungünstiges Urteil er im klaren war, so wird man zunächst an gewisse S c h w ä c h e n seines Wesens

zu denken haben, wie sie auch den Freunden auffallen mußten, so vor allem an seine Ruhmredigkeit und seine oft recht pedantische Schreibweise. Der Gedanke, daß er zum Beispiel den Empfängern seiner Briefe in dem Lichte eines eitlen Pedanten erscheinen könne, hat jedenfalls seiner in dieser Hinsicht auffallend naiven Selbstdarstellung keine Fesseln angelegt; er läßt sich vielmehr mit der ganzen Unbefangenheit einer egozentrischen Natur gehen. Freilich scheint sich das Bewußtsein, den Eindruck des »Dünkelhaften« hervorzurufen, manchmal zu regen; aber er bestreitet es dann auch sogleich, daß er diese Eigenschaft besitze, und fährt unbeirrt in demselben Tone fort. Und nur ganz selten kommt bei ihm die Besorgnis zum Ausdruck, daß er als Pedant erscheinen könne. Am Ende seines Lebens schreibt er in einem Briefe an Lady Westmoreland nach einer in der Tat etwas umständlichen Einleitung, er komme jetzt auf das Geschichtswerk von Thiers zu sprechen „après une longue et pédantesque phraséologie" (1857, NP, VIII, S. 399). In einem anderen Briefe, der an den Grafen Buol gerichtet ist, heißt es sogar: »Dieses lange politische Philosophieren bitte ich Sie ... in Ihren Papierkorb zu werfen, dort ist sein wahrer Platz« (1856, ebenda S. 388). Aber das sind, wie gesagt, sehr seltene Ausnahmen, die den Gesamteindruck nicht beeinflussen können.

Wichtiger ist die Frage, wie sich Metternich die Spiegelung seiner **Vorzüge** im Außenbilde gedacht hat. Daß er eine weitgehende Anerkennung seiner **geistigen Leistungsfähigkeit** voraussetzte, wird man bei der Machtstellung, die er tatsächlich besaß, nicht

bezweifeln. Er ist der Mann, von dem alles Hilfe erhofft. Die anderen deutschen Minister »zittern« vor ihm, wenn sie sich unfähig gezeigt haben (N P, III, S. 108), und erwarten ihn in ihrer Ratlosigkeit »wie einen Messias« (N P, IV, S. 93). Überall findet sich, wenn er auf Reisen ist, »eine Herde von Getreuen, die ihren Pastor erwarten, und ich könnte es nicht über mein Gewissen bringen, sie zu verlassen, ohne ihnen geistigen Trost gespendet zu haben« (ebenda S. 107). Aus Ungarn schreibt er an Gentz: »Als ein neuer nicht ungewöhnlicher Beweis, wie die Menge das Rechte als solches erkennt, steht hier das große, und ich möchte beinahe sagen, das ungeteilte Vertrauen, welches mir persönlich alle Parteien schenken.... Das erste Resultat dieser moralischen Stellung war die Art und Weise, wie mich die Stände mit wahrem Enthusiasmus zum Indigena proklamierten. Ich weiß kein anderes Beispiel, daß eine solche Form gewählt worden wäre« (ebenda S. 191 f.).

Solche Stellen bieten nur eine Bestätigung dessen, was man bei einem Menschen, der sich gerne rühmt, voraussagen könnte. Dagegen ist es überraschend, wie häufig Metternich die Z u n e i g u n g und L i e b e hervorhebt, die sein Wesen hervorruft. In dem Bedürfnis, sich geliebt zu sehen und auf diese Liebe, die ihm entgegengebracht wird, immer wieder hinzuweisen, verrät sich jene Vorstellung von seiner »Doppelnatur«, die wir besprochen haben. Er ist seinem Innenbilde nach nicht nur der kühle Verstandesmensch, den die große Menge kennt, sondern zugleich ein Mann von Herz und Gemüt, der bei denen, die ihm näher treten dürfen, die wärmste

Zuneigung erweckt. Sein treuer Sekretär Floret ist ihm so aufrichtig zugetan, „que je lui ferais un chagrin mortel, si je le laissais jamais sortir de mon atmosphère“ (L, S. 226). Metternich betont gern die Liebe seiner Kinder, denen er auch offenbar ein gütiger Vater gewesen ist[1]; sie weinen vor Freude, wenn sie ihn nach langer Trennung wiedersehen (IV, S. 10), und er weiß, daß sie bei dem Tode seiner Tochter Antoinette, der ihn im Innersten erschütterte, nicht nur um der Schwester willen trauern, sondern (wie er zuerst erwähnt) auch um ihn bekümmert sind: „Vous m'aimez tous trop pour ne pas souffrir de ma peine cruelle“ (ebenda S. 537). Nach dem Hinscheiden seiner Lieblingstochter Marie (Gräfin Esterhazy) schreibt er: »Wie habe ich diese Tochter geliebt, sie ihrerseits liebte mich mehr wie einen Vater.... Meine Tochter wäre an meinem Tode gestorben; ich sterbe nicht an dem ihrigen, sie war daher mehr wert als ich.... Ich stürze mich in meine Aufgabe, wie der Verzweifelte auf feindliche Batterien; ich lebe nicht mehr um zu fühlen, sondern um zu handeln« (III, S. 341).

Man sieht, daß auch diese aus den ernsten Tiefen seiner Natur hervorbrechenden Äußerungen unserem Thema nicht völlig fremd sind. Aber mit größerer Deutlichkeit offenbart sich die uns beschäftigende Eigenart des Fürsten

---

1) Ein schönes Verhältnis offenbart sich in den Briefen an seinen Sohn Victor („vous qui êtes l'ami-né de ma vie“, N P, IV, S. 536). Seine Enkelin, Pauline Metternich-Sándor, spricht von ihm als von dem »vortrefflichen, ja unübertrefflichen Vater und Großvater« (»Geschehenes, Gesehenes, Erlebtes«. Wien 1920).

in den Fällen, wo er es genießt, der „grand charmeur“ zu sein, als den ihn Jean Hanoteau (L, S. 383) bezeichnet hat. Von seinem Vetter Kaunitz (Botschafter in Rom) versicherte er der Gräfin Lieven, dieser sei glücklich gewesen, ihn wiederzusehen, „car il m'adore“ (L, S. 216). Lord Londonderry (Castlereagh) ist ihm, wie er betont, »im Herzen und in der Seele« ergeben gewesen, »nicht nur aus persönlicher Zuneigung, sondern auch aus Überzeugung« (N P, III, S. 523). Über seinen Freund, den russischen Minister Nesselrode schreibt er an die Gräfin Lieven: „Tu sais que N. m'aime beaucoup personnellement et d'ancienne date“ (L, S. 237); und ein andermal mit charakteristischer Begründung: »Daß Nesselrode mich liebt, finde ich natürlich; er ist ein ehrlicher, rechtdenkender Mann.« Von dem Maler Lawrence, dessen Bild Metternichs im ersten Band der N P wiedergegeben ist[1], heißt es: »Er ist ein Mann voll Geist und Herz, und ich bin eitel genug zu glauben, daß er mir zugetan ist. Ich habe ihm gestern geschrieben, daß er zum Mitglied der hiesigen Akademie ernannt wurde. Er dürfte«, fährt Metternich fort, »dieser Ernennung weniger Wert beilegen als dem Umstande, daß sie von mir angeregt wurde« (N P, III, S. 322). Als der Künstler mit Metternich in Rom war (1819), wo er den Papst zu malen hatte, bemerkte der Fürst in einem Schreiben: »Lawrence hatte in Rom sein Leben bei mir verbracht, und er weinte wie ein Kind, als ich abreiste«

1) Metternich war von dem Bilde sehr befriedigt. Das lächelnde Gesicht trägt den Ausdruck von List und freundlich spottender Überlegenheit.

(ebenda S. 211). Nach dem Tode der schönen Clementine Metternich, die Lawrence gemalt hatte, ohne dafür ein Honorar anzunehmen (er sagte nach demselben Schreiben: »ich habe Clementine gemalt aus Liebe zum Vater, zur Mutter, zur ganzen Familie und zu mir selbst«), meinte der Fürst: »Ich bin überzeugt, daß es Lawrence um sie leid ist, nicht wegen ihrer Schönheit, denn er hat noch schönere gemalt, sondern weil er mir zugetan ist und fühlt, was ich empfinde« (ebenda S. 334). Der nicht fernliegende Gedanke, daß der Künstler bei dem Abschied aus Rom und bei dem Tod Clementines vor allem um dieser selbst willen gelitten haben könnte, wird nicht berührt.

Zu den Männern, deren aus dem Herzen stammende Anhänglichkeit Metternich hervorzuheben pflegt, gehören endlich auch die regierenden Fürsten, als deren Vertrauensmann er sich fühlte. Sein Verhältnis zu Kaiser Franz, den er ohne Zweifel mit großem Geschick zu behandeln wußte, scheint in der Tat auf gegenseitige Zuneigung gegründet gewesen zu sein. Von Metternich wenigstens wird man das mit Sicherheit behaupten können; hat er doch auch nach des Kaisers Tode mit gleicher Wärme wie früher über ihn gesprochen[1]. Aber auch der Kaiser hat bei vielen Gelegenheiten gezeigt, daß ihm sein Staatskanzler mehr gewesen ist als ein unentbehrlicher Beamter, und Metternich weist, seiner Natur entsprechend, gern darauf hin, daß es sich so verhielt. Auf einer Reise nach Galizien hatte Kaiser Franz in liebenswürdiger Weise für die Unterkunft Metternichs gesorgt, der

---

1) Daß er den Kaiser »unaussprechlich liebte und verehrte«, betont Pauline Metternich-Sándor, a. a. O. S. 26.

ganz wie er selbst behandelt werden sollte. »Obwohl ich«, schreibt der Kanzler an seine Gemahlin, »seit langem die wirkliche Anhänglichkeit (le véritable attachement) kenne, die der Kaiser für mich hegt, so gestehe ich doch, daß ich ihn so ausgesuchter Aufmerksamkeiten nicht für fähig gehalten hätte« (N P, IV, S. 22). Nach einer schweren Erkrankung des Kaisers (1826) spricht er in einem Briefe an seinen Sohn Victor von seinem eigenen „bien tendre attachement à l'Empereur" und fügt hinzu: „qui me regarde comme l'ami le plus sûr et qui m'aime comme je l'aime" (ebenda S. 269). Bei den auswärtigen Fürsten, mit denen Metternich zusammenkam, beruhte die große Liebenswürdigkeit, die sie ihm zeigten, schwerlich in allen Fällen auf wirklicher Zuneigung, und Metternich mag das auch oft genug durchschaut haben. So nennt er zwar den Empfang, den ihm Georg IV. 1821 in Hannover angedeihen ließ, den »eines lieben Freundes« (III, S. 450). Wenn er aber hinzufügt: »ich entsinne mich nicht, je mit solcher Zärtlichkeit umarmt worden zu sein, und so lange ich lebe, war ich nicht in dem Fall, mir so viele schöne Dinge sagen zu lassen,« so scheint er doch diesem »Schwall von Lobsprüchen« etwas skeptisch gegenüberzustehen — wenn er ihn auch mit Vergnügen erwähnt. Dagegen ist er von der Liebe des Königs von Preußen völlig überzeugt: „j'ai le sentiment que le Roi a une véritable affection pour moi" (VI, S. 199). Auch der König Karl X. von Frankreich ist, wie er glaubt, »von einer wahren moralischen Hingebung« für ihn erfüllt (IV, S. 168). Und er scheint es durchaus ernst zu nehmen, wenn ihm Kaiser Alexander I. von Rußland,

der ihn, wie Schiemann (a. a. O. I, S. 508) sagt, »seit dem Vertrag vom 3. Januar 1815 haßte, ohne es ihm je zu zeigen«, anläßlich eines nicht zustande gekommenen Zusammentreffens einen Brief schreibt, »der nicht der eines Souverains ist, sondern der eines enttäuschten Freundes« (N P, IV, S. 23).

Diese Vorstellung von dem Außenbilde ist ein für die Eitelkeit Metternichs charakteristischer Zug; wäre er selbst ein regierender Fürst gewesen, so hätte er gewiß gerne »Clemens der Vielgeliebte« geheißen.

Zweites Kapitel

Der Prinzipienmensch

Der eitle Prinzipienmensch. — Darf man Metternich als einen Prinzipienmenschen bezeichnen? Der Ausdruck ist jedenfalls einer Erklärung bedürftig. Man könnte dabei auch an einen von jeder Regung der Eitelkeit freien Charakter denken, der sich in seinen Worten und Taten in schlichter Stille nach bestimmten Maximen richtet. Ein solcher Mann hätte mit unserem Thema nichts zu tun. Was wir meinen, ist natürlich eine Persönlichkeit, die sich viel darauf zugute tut, stets nach festen Grundsätzen zu handeln, und die diese Prinzipienfestigkeit vor anderen zurühmen pflegt. Das hat Metternich mündlich und schriftlich mit einer Unbefangenheit getan, die für seine Bekannten fast unerträglich sein mußte, wenn sie ohne Humor aufgenommen wurde. Die »pedantische« Art, die man ihm vorwarf, und der Eindruck erhabener Gelassenheit, den er selbst hervorzubringen suchte, hängt eng mit dieser Gewohnheit zusammen. Als ihn Talleyrand 1808 fragte, ob er sich eine Besprechung vom vorausgehenden Tage überlegt habe und wie er jetzt die in Rede stehende Frage (Teilung der Türkei) ansehe, sagte er großartig[1]: „Mes prin-

1) Genauer: er berichtet es so. Denn seine Schilderung von Gesprächen und Verhandlungen soll oft im höchsten Maße unzuverlässig sein.

cipes ne changent pas d'un jour à l'autre" (N P, II, S. 150). »Ich bin der wenigst halsstarrige Mann,« schrieb er 1822, »aber der ausdauerndste; nichts läßt mich von meinen Prinzipien abweichen, weshalb ich meinen Gegnern ein recht unbequemer Minister bin« (III, S. 517). »Der einzige Ehrgeiz,« versicherte er der Gräfin Lieven, »dessen ich fähig bin, ist der zum Guten« (L, S. 44). Er hat, wie er immer wieder beteuert, nie für sich selbst, stets der Pflicht gelebt. »Die Rolle,« heißt es in der Autobiographischen Denkschrift (N P, I, S. 141), »die wir persönlich in den Ereignissen unserer Zeit zu spielen hatten, ist uns nicht durch eigene Wahl zugefallen, sondern einzig durch das Gefühl unserer Pflichten auferlegt worden. Frei von jedem Ehrgeize als dem, nach bestem Gewissen den Aufgaben zu entsprechen, die eine Vereinigung von Umständen sondergleichen schon bei Beginn unseres Ministeriums auf unserem Haupte angehäuft hatte, haben wir uns niemals von dem Wege entfernt, der uns durch das gute Recht vorgezeichnet schien.« Wenn er sich infolgedessen ganz als ein Opfer der Pflicht betrachtete, so fand er den einzigen Trost in dem Bewußtsein der Dienste, die er täglich dem "triomphe des principes" leistete (L, S. 44).

Es ist nicht ohne Komik, wenn man sieht, wie sich Metternich zu helfen wußte, als er einmal gezwungen war, allzu offenkundig gegen die hohen Prinzipien zu handeln, in denen er nicht ein System, sondern »eine Weltordnung« erblickte (vgl. N P, I, S. IV). Als er bei der Übernahme des Ministeriums erkannte, daß der Staat nach den Siegen Napoleons nur noch durch »An-

schmiegung« an das ihm verhaßte »französische System« zu retten war, schrieb er an Kaiser Franz: »Meine Grundsätze sind *unwandelbar*, *aber* gegen die Notwendigkeit läßt sich nicht streiten. ... Wir müssen also vom Tage des Friedens an unser System auf ausschließendes Lavieren, auf Ausweichen, auf Schmeicheln beschränken« (II, S. 311). In seinem späteren Leben hätte sich der Fürst auch Vertrauten gegenüber schwerlich so offen ausgesprochen.

Die Prinzipien als Maske. — Das legt uns aber eine andere Frage nahe. Es könnte sich ja bei Metternich mit der Versicherung seiner Prinzipientreue so verhalten, daß sie überhaupt gar nicht der Eitelkeit entspränge, sondern nur die Maske eines heuchlerischen Menschen bedeuten würde, der in seinem Innern über die zur Schau getragenen Maximen spottet und sich dabei ganz klar bewußt ist, von anderen Motiven auszugehen: vielleicht von rein realpolitischen Bestrebungen für das Vaterland[1], vielleicht aber auch von verwerflicheren Triebfedern, die dem Egoismus entspringen. Die politischen wie die sittlichen Leitsätze, die ein solcher Mann beständig im Munde führte, wären dann im letzteren Falle nichts als Täuschungsmittel, die den bewußten Ehrgeiz, die Machtgier, die Selbstsucht, den Genußwillen verschleiern sollen. Ich weiß nicht, ob man diesem einfachen Schema für einen Theaterbösewicht in

1) »Nur die äußeren Formen, in die dieser große Realpolitiker goß, was die Interessen des Reiches forderten, waren Doktrin« (Ernst *Molden*, »Die Orientpolitik des Fürsten Metternich 1829—1833«, Wien 1913, S. II).

der verwickelten Wirklichkeit des Seelenlebens, in der der »Bovarysmus« (vgl. oben S. 14) eine so große Rolle spielt, besonders häufig begegnet[1]. Auf Metternich läßt es sich jedenfalls, soweit es sich um die Prinzipien handelt, nicht anwenden. Es soll natürlich nicht bestritten werden, daß der listenreiche Diplomat seine »Grundsätze« auch als Waffe benutzte, um einem Gegenspieler besser widerstehen zu können. Aber wie Treitschke trotz seiner Entrüstung über das »verlogene Selbstlob« Metternichs und über die »tiefe Unwahrhaftigkeit seines Geistes« dennoch einräumt, daß der Staatskanzler an der Vortrefflichkeit des von ihm vertretenen Systems niemals gezweifelt habe (»Deutsche Geschichte«, II, S. 125, 336), so wird man auch allgemeiner sagen können, daß er die Prinzipien, zu denen er sich bekannte, nicht nur im Ernst für etwas Geheiligtes hielt, sondern daß er auch überzeugt war, in seinem Handeln von ihnen geleitet zu werden. Er hat sich dessen in zahllosen Fällen gerühmt, wo die Absicht, einen Gegner zu übervorteilen, völlig ausgeschlossen war. Sein Innenbild war gewiß viel edler, reiner und großartiger als sein reales Ich; aber bei seiner ungeheuren Selbstgefälligkeit hat er sich diesen Unterschied wohl selten klar gemacht, und er pflegte unter ihrem Einfluß die Stimmen der vielleicht egoistischen Motive, die sich hinter den hohen Grundsätzen ver-

---

1) Man kann es bezweifeln, ob der wirkliche Richard III. sich im Selbstgespräch so geäußert haben würde, wie ihn Shakespeare reden läßt: „I am determined to prove a villain . . . I am subtle, false and treacherous.“ Auch der Böse wird sich sein Innenbild selten so vorstellen.

bergen mochten, völlig zu überhören, wenn er über sein Wesen reflektierte[1]. Wir werden darauf zurückkommen.

Ruhe und Ordnung. — Es wurde noch nichts darüber gesagt, worin inhaltlich die Prinzipien bestanden, denen Metternich als Staatsmann nachlebte. Es ist bekannt, daß sie sich durch die von ihm selbst immer wieder gebrauchten Worte »Ruhe und Ordnung« auf den kürzesten Ausdruck bringen lassen. Die Ruhe ist als das Zeichen staatlicher Gesundheit das Ziel, für das er sich im Kampfe mit den Unruhe und Krankheit erzeugenden Mächten einsetzt, die im weitesten Sinne des Wortes als »revolutionär« zu bezeichnen sind; Metternich hat die Reformation Luthers[2] und die Eingriffe Napoleons in die Ruhe Europas[3] ebensogut als Äußerungen des revolutionären Geistes angesehen wie das Verlangen der Liberalen nach einem Parlament. Die Ordnung bedeutet die Form, in der sich das Ziel allein verwirklichen läßt. »Gesundheit und Gleichgewicht sind identische Begriffe wie die Begriffe Ruhe und Ordnung, ohne welche die Ruhe nicht möglich ist« (N P, VIII, S. 550). Zur Ordnung gehören die seit Jahrtausenden bewährten Einrichtungen, die den Völkern den inneren Frieden und damit die einzige Freiheit ermöglichen, die Metternich anerkennt. Solche Einrichtungen sind vor allem die »alte«, durch keine liberale Verfassung be-

---

1) Vgl. die B, S. 17 erwähnten Ausführungen Störrings.

2) »Das Ferment, welches damals die Reformation hieß, heißt heute die Revolution« (N P, VIII, S. 502).

3) »Napoleon erschien mir als die Fleisch gewordene Revolution« (I, S. 54).

schränkte Monarchie und die mit ihr Hand in Hand gehende Autorität der Kirche. Die große Masse müßte dem Chaos verfallen, wenn nicht von oben her für sie gesorgt würde. Das »souveräne« Volk gleicht »einem Unzurechnungsfähigen, welcher einer Kuratel bedarf« (VIII, S. 527)[1].

Wenn man die Zeit bedenkt, in der der Aristokrat Metternich lebte, so ist sein Bekenntnis zur Erhaltung einer durch die Kirche gestützten absoluten Monarchie durchaus verständlich. »Ich lernte ermessen,« sagt er in der Autobiographischen Denkschrift (N P, I, S. 13), »wie schwer es sei, eine Gesellschaft auf neuen Grundlagen zu errichten, wenn die alten zerstört sind.« Das Bekenntnis zur alten Ordnung ist aber mehr als verständlich, es erscheint als eine notwendige Folge der Verhältnisse, sobald man die Tatsache ins Auge faßt, daß diesem Manne in den großen Stürmen der Epoche gerade die Leitung des österreichischen Staates anvertraut war. Metternich hatte es, wie auch Treitschke anerkennt, »durch kluges Aufsparen und rechtzeitiges Einsetzen der Kräfte des Staates« erreicht[2], daß Österreich nach den Befreiungskriegen wieder zu einer wunderbaren Machtfülle aufstieg, die an die Tage Wallensteins erinnerte

---

1) Es ist nicht zu bestreiten, daß Metternich seinen Überzeugungen manchmal eine recht eindrucksvolle Form zu geben versteht. Da wir es mit einer Schwäche seines Wesens zu tun haben, so ist es nur gerecht, auch diese Stärke zu betonen.

2) Wittichen nennt diese Leistung Metternichs »ein diplomatisches Meisterstück ersten Ranges« (»Briefe von und an Friedrich von Gentz«, III A, S. XXVIII).

(»Deutsche Geschichte«, II, S. 125). »Nachdem dieses Ziel erreicht war, m u ß t e sich der aus so vielen Nationalitäten zusammengesetzte Staat, wenn er sich auf der errungenen Höhe behaupten wollte, auf die dynastischen Interessen stützen und dem Verlangen der Nationen nach Einheit und Freiheit in mißtrauischer Abwehr gegenüberstehen[1]. Metternich erkannte richtig, daß sein Österreich eine Macht des Beharrens war« (ebenda I, S. 492).

Von hier aus ist es zu erklären, daß sich die Selbstschätzung des von Natur zur Eitelkeit neigenden Mannes bis zu dem fast pathologisch zu nennenden »unermeßlichen Dünkel« steigerte, dessen naiver Ausdruck angesichts seiner unbezweifelbaren Klugheit sonst fast unverständlich wäre. Er fühlte sich selbst, aber er galt auch seinen Bewunderern als der M a n n d e s S c h i c k s a l s, der dazu bestimmt war, »die deutsche Revolution zu schlagen«, wie er den »Eroberer der Welt besiegt« hatte (N P, III, S. 217)[2]. Seit zehn Jahren, schreibt er 1819 an die Gräfin Lieven, habe er nicht aufgehört, sich zu fragen, warum gerade ihn das Schicksal aus Millionen von Menschen ausgewählt habe, „pour être continuellement face à face avec Napoléon“ (L, S. 135). Er ist

---

1) Metternich selbst hat das N P, VIII, S. 442 mit großer Klarheit ausgesprochen.

2) Am 17. Oktober 1813 schrieb ihm Fr. von G e n t z: »S i e sind die Armee, S i e haben Napoleon geschlagen, S i e werden ihn zu Ende bringen.« Gentz hat Metternich auch anderen gegenüber als den »wahren Sieger und Besieger Napoleons« bezeichnet. (Vgl. »Briefe von und an Friedrich von Gentz«, III A, S. 179; I, S. 81.)

der schwere Grenz- oder Prellstein („borne“), der unerschütterlich seine Stelle behauptet, „pour arrêter ceux qui courent trop fort et à contre-sens“ (L, S. 257). Er erblickt sich selbst als den „rocher d'ordre“, der dazu berufen ist, den Fluten des Umsturzes zu widerstehen. In diesem Bewußtsein ist er gestorben. Kurz vor seinem Tode hat ihn Alexander von Hübner besucht. Beim Abschied sagte der Greis wiederholt mit Nachdruck: »Ich war ein Fels der Ordnung.« »Ich hatte«, berichtet von Hübner, »bereits die Türe hinter mir geschlossen, als ich sie wieder leise öffnete, um den großen Staatsmann noch einmal zu betrachten. Da saß er an seinem Schreibtische, die Feder in der Hand, den Blick sinnend nach oben gerichtet, in aufrechter Haltung, kalt, stolz, vornehm, wie ich ihn einst so oft in der Staatskanzlei gesehen hatte im vollen Glanze der Macht. Die Vorschatten des Todes, welche ich in den letzten Tagen zu bemerken glaubte, waren von seinem Antlitze gewichen. Ein Sonnenstrahl erleuchtete das Gemach, und das zurückgeworfene Licht verklärte die edlen Züge. Nach einiger Zeit gewahrte er mich unter der Türe, heftete lange einen Blick des innigen Wohlwollens auf mich, wandte sich dann ab und sagte halblaut vor sich hin: un rocher d'ordre« (N P, VIII, S. 626).

Prinzipienpolitik. — Vielleicht ist es angebracht, noch eine allgemeine Bemerkung über die Prinzipienpolitik folgen zu lassen. Wenn man Staatsmänner in ihren Entschlüssen sozusagen deduktiv von bestimmt formulierten Prinzipien ausgehen sieht, die ihnen als Richtlinien dienen sollen, so ist das keineswegs eine selbst-

verständliche Tatsache. Der Radikalismus freilich wird, wenn er nicht bloß negativ ist, zu einem solchen Verfahren gezwungen sein; denn um einen ganz neuen Bau aufzuführen, bedarf es der Ideen. Dagegen wird sich ein Politiker, der nicht an den Umsturz der alten staatlichen Lebensformen denkt, sehr gut je nach den Umständen von Fall zu Fall entscheiden können, indem er sich einfach fragt, was der Machtstellung seines Staates am besten dient. Dazu bedarf es kaum der Aufstellung besonderer Axiome; denn der Machtwille versteht sich, um ein Wort Fr. Th. Vischers zu variieren, »immer von selbst«. Ich möchte annehmen, daß damit das natürliche Verhalten des »unphilosophischen« Staatsmannes gekennzeichnet ist; ihm werden die anderen (wie das übrigens auch Bismarck gegenüber geschehen ist) Ideenlosigkeit vorwerfen, während er ihre Prinzipien als weltfremde Ideologie zu bezeichnen pflegt. — Wenn nun auch ein konservativ denkender Politiker das Bedürfnis empfindet, sich zu allgemeinen Maximen zu bekennen[1], so kann das einem von innen heraus wirkenden Drang nach Rationalisierung des Handelns entspringen; es kann aber auch von außen her angeregt werden, indem im Volke auftauchende revolutionäre Bestrebungen den leitenden Staatsmann zwingen, seinen eigenen Standpunkt ebenfalls auf Begriffe zu bringen. Bei Metternich ist nicht nur das zweite, sondern auch das erste Motiv wirksam gewesen, da er ein Freund von allgemeinen

1) In einem Briefe an Prokesch betont Metternich, daß er jede politische Richtung, die nicht auf einer prinzipiellen Grundlage ruhe, seiner Natur nach verwerfen müsse (Prokesch, II, S. 357).

Formulierungen oder wie er selbst sagt: »Formeln« (N P, VIII, S. 225) gewesen ist[1]. Beide Motive wurden aber getragen von dem erhöhten Selbstgefühl, das den bewußten Prinzipienmenschen gewöhnlich erfüllt und das auch bei Metternichs Zeitgenossen, dem Kaiser Nikolaus von Rußland und seinem Vorgänger Alexander die »Politik der Prinzipien« begleitete. Von dem letzteren sagt Schiemann: »Was er tat, mußte mit dem Mantel edler Prinzipien umkleidet sein, auch da, wo Macht- und Interessefragen ihn bestimmten« (»Geschichte Rußlands«, I, S. 508).

Maxime und Neigung. — Wir bezeichnen als Maximen, wie sich das schon aus dem bisher Gesagten ergibt, die bewußten Grundsätze für das Handeln, als Neigungen (der Ausdruck ist in Erinnerung an Kants Ethik gewählt), die den angeborenen Instinkten und erworbenen Gewohnheiten entspringenden Antriebe, die im Gegensatz zu jenen in ihrem unmittelbaren Wesen irrational[2] sind. Diese beiden Gewalten stehen, wie jedermann weiß, häufig im Kampfe miteinander; sie können

---

1) „Je raisonne sur tout et en toute occasion" (L, S. 129). — Treitschke hebt hervor, daß Metternich »mit seinen liberalen Gegnern die Vorliebe für doktrinäre Sätze teilte« (Deutsche Geschichte, III, S. 153). Daß aber bei ihm hinter der Doktrin eine gesunde Realpolitik im Interesse Österreichs verborgen war, hat besonders Ernst Molden betont (»Die Orientpolitik des Fürsten Metternich 1829—1833«, Wien 1913, S. II, 117).

2) »Irrational« soll hier nicht »antirational« (das heißt den Denkgesetzen widersprechend) bedeuten. Vgl. hierzu Fr. Traub, »Das Irrationale«. Zeitschr. f. Theologie und Kirche 1921.

aber auch Hand in Hand gehen, wie das bei der »schönen Seele« oder — um ein uns näher liegendes Beispiel zu nennen — bei einem Manne der Fall ist, der sich im öffentlichen Leben für bestimmte politische Ideen einsetzt und hierdurch gleichzeitig seinen Ehrgeiz befriedigt. Dabei stoßen wir nun auf eine Tatsache, zu der uns schon die Erörterung über die nur als Maske benutzten Prinzipien hinführte: es gibt auch bei dem überzeugten Prinzipienmenschen eine unbeabsichtigte Verhüllung des innersten Wesens, die mit dem Betonen der allgemeinen Grundsätze zusammenhängt.

Bei meinen Studien über Bismarck bin ich vielfach von den Instinkten, besonders von den angeborenen Kampftrieben ausgegangen, um mir seine Eigenart klarzumachen. Ich habe diese Betrachtungsweise, die vermutlich manchen Verehrern des großen Mannes allzu »zoologisch« erschienen ist, in den letzten Kapiteln des Buches, wie ich ausdrücklich betonte, mit bewußter Einseitigkeit angewendet, um einmal den Versuch zu machen, wie sich damit arbeiten lasse. Daß das gewählte Verfahren bei einem Manne wie Bismarck, an dem auch Historiker »die ungebrochene Kraft seiner Instinkte« hervorgehoben haben, gewisse Vorteile bietet, scheint mir erwiesen zu sein. Bei Metternich liegen die Verhältnisse etwas anders. Er wäre freilich kein lebendiger Mensch gewesen, wenn nicht auch bei ihm die Triebe und Neigungen auf das Handeln eingewirkt hätten. Aber in seiner Selbstdarstellung sind sie durch die starke Betonung der ihn leitenden Prinzipien viel dichter verhüllt, als es bei der genialen Unmittelbarkeit Bismarcks der

Fall ist. Gerade darum ist es nicht unwichtig, auf die gelegentlichen Äußerungen hinzuweisen, in denen sich doch die aus den tieferen Schichten der angeborenen Eigenart stammende Unterströmung verrät, von der die an der Oberfläche sichtbaren Maximen getragen sind. Ich beschränke mich dabei auf die Begriffe der Ruhe und Ordnung.

Was zuerst das Prinzip der Ordnung betrifft, so haben wir gesehen, daß sie für Metternich in der absoluten Monarchie am besten gesichert ist. Die Überzeugung, daß er in diesem Sinne ein Fels der Ordnung sein müsse, gilt ihm als das theoretische Ergebnis seines Nachdenkens über die in der Geschichte waltenden Gesetze. Denn hier handelt es sich um ein Axiom, das sich nach seiner Ansicht seit den ältesten Zeiten bewährt hat; man soll, sagt er einmal, keine neuen Prinzipien erfinden, sondern sich mit denen begnügen, »die seit vier Jahrtausenden die menschliche Gesellschaft beherrscht haben« (N P, V, S. 577). Soweit die Vernunftmaxime, die ihn bestimmt, für die Erhaltung des alten monarchischen Systems zu kämpfen. Fragt man nun nach den Triebregungen, die hinter den Vernunftschlüssen stehen, so wird man auf die Tatsache verwiesen, daß in Metternich ohne Zweifel ein angeborenes Bedürfnis zu herrschen vorhanden war und daß er als leitender Staatsmann dieses Bedürfnis in Österreich am besten durch die Erhaltung der bestehenden Staatsordnung befriedigen konnte. Er war, wie Strobl von Ravelsberg sagt (»Metternich und seine Zeit«, I, S. 22), »eine geborene Herrschernatur«. Der Machtwille eines

Leitmenschen[1] wird in der Lage, in der sich Metternich befand, nicht auf den Umsturz, sondern auf die Erhaltung der vorhandenen Ordnung ausgehen, solange sie ihm eine günstige Gelegenheit zur Betätigung bietet. So wirken Maxime und Neigung in derselben Richtung.

Die aus dem Gebiet der Instinkte stammende Tendenz kommt nun freilich in der Selbstdarstellung des Fürsten fast gar nicht zum unmittelbaren Ausdruck; aber sie schimmert doch deutlich genug durch manche seiner Äußerungen hindurch. Die Träger der Krone imponieren ihm im Grunde gar nicht so sehr. »Wenn Du wüßtest,« schreibt er der Gräfin Lieven, »wie ich die Bewohner der höchsten Regionen beurteile, so würdest Du mich geradezu für einen Jakobiner halten« (L, S. 207). Die Kaiser und Könige wissen meistens zu wenig von der wirklichen Welt, um sie mit Erfolg beherrschen zu können; wenn er selbst ein Radikaler oder Demagoge wäre, so würde es ihm nicht schwer fallen, »die Mächtigsten der Erde niederzuwerfen« (N P, III, S. 357). Aber er befindet sich als Minister in einer Stellung, wie sie sein Machtwille braucht. So gibt er sich denn zwar äußerlich als bloßer Diener oder »Gehilfe« (N P, I, S. 212) seines Kaisers Franz; aber er weiß wohl, daß er den Monarchen beherrscht und damit das absolute Regiment selbst in den Händen hält — allerdings nur, um es im Sinne des Kaisers auszuüben: »der Kaiser tut immer das, was ich will, aber ich will auch immer nur das, was er tun sollte« (L, S. 71). Eine andere Stellung

---

1) Näheres über den Begriff des Leitmenschen findet man B, S. 221 f.

in der Monarchie hätte ihn nie befriedigen können, denn alles Halbe war ihm, wie er oft betont hat, zuwider, und »eine Nebenrolle zu spielen« widersprach der »Unabhängigkeit« seines Charakters (N P, I, S. 33). Dabei sagt ihm sein Selbstgefühl, daß er und nur er der zur Leitung berufene Mann ist, während sonst niemand dazu taugt. »Ich sehe mich daher stärker als die meisten meiner Zeitgenossen an« (N P, IV, S. 186). — Als ein für den eitlen Leitmenschen bezeichnender Zug sei auch die Stelle aus einem Briefe an die Gräfin Lieven vom 5. Januar 1819 angeführt, wo Metternich erzählt, wie der offenbar sehr erregbare englische Gesandte in Wien, Lord Charles Stewart, von ihm Abschied nahm. Stewart küßte Metternich nach leidenschaftlichen Umarmungen schließlich die Hand, wozu der Fürst bemerkt: »und ich hatte es ihm niemals gesagt, daß ich es liebe, wenn man mir die Hand küßt« (L, S. 109).

Daß auch dem Prinzip der Ruhe eine in Metternichs Natur begründete Neigung entspricht, hat Treitschke durch das von ihm gelegentlich angewendete Wort »Ruheseligkeit« zum Ausdruck gebracht (»Deutsche Geschichte«, I, S. 492, 719). Bei der Unterscheidung der Menschen in verschiedene Typen wird in der Tat auch der Gegensatz zwischen solchen, die stets novarum rerum (und novarum commotionum) cupidi sind, und solchen, denen Ruhe und Beharrung viel angemessener erscheint, eine Rolle spielen[1]. Wenn Metternich in zahllosen Wieder-

1) Der Unterschied ist natürlich relativ. In meinem Vortrag über den »Lebenswert des Spiels« habe ich auf die Beziehungen des kon-

holungen „le repos“ als »die erste aller Wohltaten für die ganze menschliche Gesellschaft« feiert (vgl. N P, VI, S. 31), so kann man daraus zunächst nur auf seine politische Überzeugung schließen, daß der ihm verhaßte Fortschritt, der, wie Hebbel es ausdrückt, »den Schlaf der Welt« stört[1], die Völker ins Unglück stürze. Aber er hat auch häufig betont, daß es seine angeborene Natur ist, die dem Wechsel und der Unruhe widerstrebt. So schrieb er 1819 aus seiner Besitzung Königswart, wo die Ruhe und der Frieden, die dort herrschten[2], in seinem Innern eine behagliche Stimmung erzeugten: »Ich gehöre nicht zu jenen, die meinen, daß Bewegung Lebenszweck sei« (N P, III, S. 291). In einem Briefe aus dem Jahre 1827 versichert er, daß er einen „besoin de repos invincible“ habe; das sei das Geheimnis seines Herzens (IV, S. 339). Aus Livorno richtete er an die Gräfin Lieven die Worte: »Ich habe Florenz mit dem Bedauern verlassen, das sich bei dem Abschied von einem bekannten Orte in meiner Natur findet, ein sehr begreifliches Gefühl, wenn der Ort angenehm war, reiner Instinkt, wenn er es nicht ist. Ich glaube Dir schon gesagt zu haben, ... daß ich auch das schlechteste Wirtshaus nie ohne ein gewisses Unlustgefühl verlassen kann. Si j'étais cheval, j'adorerais mon écurie et mon râtelier« (L, S. 266). Die Unruhe verletzt ihn, und gegen ihre Urheber hat er eine

servativen und radikalen Temperaments zu dem Nachahmen (Wiederholen) und Experimentieren des Kindes hingewiesen.

1) „J'aime le repos du monde“ (L, S. 290).

2) Seine Vorliebe für die Ruhe des Landlebens hat Metternich wie Bismarck häufig betont.

tiefeingewurzelte Antipathie: »Gott hat mir ... ein ruhiges Gemüt gegeben, und das Schicksal hat mich in den Strudel gestellt« (VII, S. 315). Es liegt, wie er ein anderes Mal betont, etwas in *seiner Natur*, was sich gegen Menschen sträubt, die ein Moment der Unruhe in sich tragen: gegen »Abenteurer« wie Pozzo oder Capodistria, aber in etwas anderer Form auch »gegen die Chateaubriand, Canning, Haugwitz, Stein und so weiter« (IV, S. 189).

Mit dem von Treitschke gebrauchten Ausdruck »Ruheseligkeit« ist aber die der Maxime parallel laufende Neigung und Stimmung doch nicht erschöpfend gekennzeichnet. Metternich liebt alles Dauernde in der Welt, und er fühlt sich selbst als eine Macht des Beharrens, weil die Ruhe — „ce calme, qui seul prête une véritable force" (VII, S. 166) — den Eindruck der *Größe und Erhabenheit* erzeugt. Damit gewinnt auch diese Seite seiner Natur eine Beziehung zu dem erhöhten Selbstgefühl. Wenn er gern von der »ihm angeborenen Ruhe« (VIII, S. 311) spricht, so meint er dabei nicht die Ruheseligkeit, sondern die dem Wandel entzogene Unerschütterlichkeit seines Wesens. Im Jahre 1819 schreibt er an seine Tochter Marie aus Teplitz, wo er vor sechs Jahren die Heilige Allianz unterzeichnet hatte: »Alles hat seitdem gewechselt, außer mir« (III, S. 217). Er rühmt sich, immer seinen geraden Weg zu gehen, ohne den Kopf zu wenden; die anderen, die das nicht vermögen, müssen notwendig manchmal mit ihm gehen, manchmal seine Linie kreuzen (VII, S. 91)[1]. »Ich habe

1) So schildert er auch sein Verhältnis zu Kaiser Alexander:

die Überzeugung,« heißt es in einem Schreiben an die Gräfin Lieven (L, S. 78), »niemals von meinem Platze gewichen zu sein; le premier élément moral en moi, c'est l'immobilité.« — Die Erhabenheit der Dauer soll auch das Mausoleum verkünden, das er für sich und seine Familie zu errichten wünscht: im ägyptischen Stil, wie es kein zweites in Böhmen und vielleicht nicht in Europa gibt. »Ich liebe alles,« fügt er hinzu, »was der Zeit Trotz bietet (III, S. 336). Eine feste Brücke, die er bei Königswart errichten läßt, soll aussehen, als sei sie »mit der Welt entstanden«. So wird sie ein symbolischer Ausdruck seines Wesens sein; »ich habe dort eine Säule aufstellen lassen, deren Inschrift sagen wird, daß ich« (»ich« ist auch in dem Briefe unterstrichen) »die Brücke gemacht habe« (III, S. 293). So haben wohl auch die Herrscher des alten Ägyptens bei ihren gewaltigeren Bauten gefühlt.

---

wenn sie sich manchmal voneinander entfernen, so liegt das an dem weniger stetigen Wesen des Monarchen; ihn, Metternich, findet jener immer an derselben Stelle (L, S. 78).

Drittes Kapitel

Die moralische Selbstschätzung

Im dritten und vierten Abschnitt unserer Untersuchungen soll die moralische und die intellektuelle Seite von Metternichs Selbstdarstellung etwas genauer, als es bisher geschehen konnte, erörtert werden, damit es mit voller Deutlichkeit hervortritt, welche Formen der Ausdruck seines Selbstgefühls angenommen hat. Wenn ich dabei zuerst von der moralischen Selbstschätzung rede, so möchte ich aus äußeren Gründen das Wort »moralisch« möglichst weit fassen, so daß es alle Charaktereigenschaften umspannt und nur das Gebiet der intellektuellen Fähigkeiten ausschließt.

Die negative Selbstbewertung. — Obwohl es recht viele Menschen gibt, die es (aus verschiedenen Gründen) lieben, von ihren Fehlern zu sprechen, so wird man doch im ganzen annehmen dürfen, daß die negative Selbstbewertung bei kraftvollen und selbstbewußten Naturen keine sehr häufige Erscheinung ist. Wie verhält es sich in dieser Hinsicht mit Bismarck? Wenn man die Urteile Bismarcks über sein eigenes Wesen betrachtet, so findet man, daß sich der kriegerische Mann gegen die Vorwürfe, die sich auf seine Charaktereigenschaften bezogen, lebhaft zur Wehr gesetzt hat. Daß er ehrgeizig sei, hat er oft bestritten. In der ersten Jugend

freilich sei er es gewesen, aber später habe dieses Gefühl bei ihm völlig aufgehört; durch die Berechnungen eines trivialen Ehrgeizes werde er in seinem Handeln nicht bestimmt (B, S. 67). Daß man ihn als herrschsüchtig und eigenwillig bezeichnete, schien ihm ungerecht zu sein. Über den Kopf des ihn als Jungburschen darstellenden Denkmals, an dem er die Oberlippe zu lang und den Unterkiefer zu stark ausgebildet fand, sagte er: »Ich habe immer die Unterlippe stärker gehabt als die Oberlippe. Die Oberlippe drückt Herrschsucht aus, die Unterlippe Beharrlichkeit. Ein Unterkiefer, der zu stark hervortritt, drückt Eigensinn aus. So stark war er bei mir nicht« (B, S. 57). Unduldsamkeit gegen fremde Meinungen wollte er auch nicht einräumen: »die Behauptung, daß ich überhaupt keine unabhängige Meinung neben mir dulden könnte, ist vollständig unrichtig« (B, S. 60). Von der Empfindlichkeit glaubte er wenigstens so lange frei zu sein, als die Gegner ehrlich und sachlich blieben (S. 75). Und über seine Fähigkeit, zu hassen, sagte er einmal, er sei versöhnlicher geworden und habe viele Beleidigungen vergessen (S. 71).

Schon diese Aussprüche zeigen aber, daß Bismarck auch da, wo er gegen das »feindliche Außenbild« ankämpfte, die Fehler seiner Natur nicht unbedingt ableugnete. Ich habe in meinem Buche an vielen Beispielen gezeigt, wie ihn seine Selbsterkenntnis und seine Aufrichtigkeit in sittlichen Fragen immer wieder veranlaßte, die in der Verteidigung gemachten Aussagen so einzuschränken, daß die objektive Beurteilung gewöhnlich mit seinen vorsichtiger formulierten Äußerungen übereinstimmen kann.

So hat er, wie schon angeführt wurde, den Vorwurf des Ehrgeizes in Hinsicht auf dessen »triviale« Äußerungen abgelehnt. Er gibt noch etwas mehr zu, wenn er an den General von Gerlach schreibt, der »äußerliche« Ehrgeiz könne ihm da keinen Ersatz bieten, wo er die Pflichten seines Berufes nicht ernstlich erfüllen und daher an seinem Gewissen leiden würde. Und noch schärfer wird die Selbstprüfung, wenn er versichert, die eigene Ehre »wenigstens nicht vorbedachter Weise« gesucht zu haben, und wenn er seiner Gattin bekennt, sein Herz hänge nicht, »wenigstens nicht fest«, an irdischer Ehre (B, S.67).

Dazu kommen Aussagen, in denen er offen einräumt, daß viele seiner Handlungen und Gemütsbewegungen vor einem strengen sittlichen Urteil nicht bestehen können. Er, der so oft seine Aufrichtigkeit betont hat, gibt doch zu, daß er im politischen Leben manchmal, wenn auch nur selten, zur Lüge greifen mußte (B, S. 46) — ein Geständnis, das man bei dem listenreichen Metternich vergeblich suchen würde. Er kennt sein weltliches und trotziges Herz (S. 38) und beklagt den »passiven Widerstand«, den er Kaiser Wilhelm I. häufig geleistet habe (S. 52). Er gedenkt mit tiefer Reue seiner nutzlos verbrausten, von träger Gleichgültigkeit und verblendeter Genußsucht erfüllten Jugend (S. 19). Und er weiß, daß er der höchsten Forderung der christlichen Ethik nicht zu entsprechen vermöchte: »Speisen wollte ich meinen Feind schon, wenn ihn hungert, aber ihn segnen — das würde doch nur äußerlich sein, wenn ich's überhaupt täte!« (S. 72).

Wie klein erscheint vor dieser echten Größe die Schaugröße Metternichs! Er hat einmal versichert: „j'ai en moi

quelque chose qui m'empêche de devenir facilement dupe de moi même" (N P, VI, S. 520)[1]. Er hätte genau das Gegenteil sagen können; das Etwas aber, was ihn verhinderte, die eigenen Schwächen klar zu sehen, ist sein unermeßliches Selbstgefühl. In meiner ganzen Stoffsammlung finde ich so gut wie nichts, was als wirklich ernster Ausdruck einer negativen Selbstbewertung aufgefaßt werden könnte. Ein einziges Mal schreibt er der Gräfin Lieven, er wisse nicht, ob er viel wert sei, manchmal hege er sogar die Furcht, „de ne pas valoir trop et toujours de ne pas valoir assez"; wäre er vollends wie die Söhne regierender Häuser von Kindheit an bewundert und umschmeichelt worden, so wäre er „pitoyable" geworden (L, S. 207). Aber die ganze Stelle hat den Zweck, den Großfürsten Konstantin, auf den Metternich wohl etwas eifersüchtig war, als einen verwöhnten Prinzen hinzustellen, der neben seinen Verdiensten viele Fehler habe. Metternich ist sich dabei bewußt, seinerseits nicht unter so schädlichen Bedingungen herangewachsen zu sein, und er rechnet sich in demselben Schreiben trotz allem ganz offenbar zu den von ihm erwähnten Männern, die man »nur unter Hunderten« findet. Gelegentlich spricht er auch der Geliebten gegenüber von seinen „vingt défauts", zu denen er freilich die „présomption" nicht gerechnet sehen will (L, S. 43); aber als er später darauf zurückkommt, weil die Gräfin

1) Ähnlich heißt es in einem Schreiben an die Gräfin Lieven: »Ich habe ein gutes Auge, ich schmeichle meinen Freunden nie, und ich bin sicherlich zu sehr mein eigener Freund, um mir über irgend etwas und in irgend etwas zu schmeicheln« (L, S. 78).

ihn von Grund aus kennen lernen müsse, sagt er von seinen »zwanzig Fehlern«, er fürchte sich nicht, sie ihr zu enthüllen, denn er glaube sicher zu sein, „d'avoir encore plus de qualités essentielles“ (L, S. 113).

Was vollends in den Aufzeichnungen Metternichs, soviel ich sehe, gänzlich fehlt, das ist die Reue. Er fühlt sich viel zu sehr als erhabener Prinzipienmensch, um sich irgendwelche Vorwürfe zu machen, und er versichert daher gern, wie rein er vor seinem Gewissen dastehe. Hierin liegt eine sittliche Gefahr für den Eitlen. Es ist wohl kaum denkbar, daß ein Mensch jeder ernstlichen Selbstkritik während seines ganzen Lebens völlig unzugänglich bliebe. Aber nach außen hin läßt Metternich auch da, wo er sich an die ihm Nächststehenden wendet, von solchen Erlebnissen nichts durchschlüpfen. Wie er kurz vor dem zu erwartenden Ende seines Vaters geschrieben hat: »Mein armer Vater wird wenigstens die Überzeugung aus dieser Welt mit hinübernehmen, daß ich ihm niemals einen Augenblick des Kummers verursacht habe« (N P, III, S. 106), so läßt er auch sonst nichts von Vorwürfen verlauten, die er sich gemacht hätte. Es mag sein, ja es ist wahrscheinlich, daß in manchen Fällen gerade die Versicherung seiner Makellosigkeit eine innere Stimme übertönen soll, die in anderem Sinne laut werden möchte[1]. Aber die Stimme wird unterdrückt, wie wir das schon da gesehen haben, wo er zwar bemerkt, seine Äußerungen könnten »dünkelhaft« erscheinen, dann aber so-

1) Der Äußerung über das Verhältnis zu seinem Vater geht die Angabe von verschiedenen Gründen voraus, warum er nicht gut an dessen Totenbett eilen könne.

fort darauf ausgeht, diesen Vorwurf zu entkräften. So fehlt bei ihm, der sich über alle Schwächen erhaben fühlen möchte, das menschlich Schöne, das in den Bekenntnissen Bismarcks liegt.

Die Mißbilligung und die Ableugnung der Eitelkeit. — Man kann (anders als Gretchen am Brunnen) über menschliche Fehler auch dann recht tapfer schmälen, wenn man selbst der Sünde bloß ist. Aber mit voller Unbefangenheit wird das doch nur so lange geschehen können, als man sich irrigerweise von dem Mangel frei fühlt. Diese Unbefangenheit hat Metternich ohne Zweifel besessen. Es ist erheiternd, zu sehen, mit welchem Nachdruck er einen Charakterzug mißbilligt, der doch in seiner eigenen Natur zu fast pathologischer Größe gesteigert war. Er ist sich völlig klar darüber, daß die Eitelkeit eine Schwäche, ja »die schlimmste aller Schwächen« (N P, VIII, S. 155) und die Prahlerei »die lächerlichste aller Eigenschaften« ist (III, 448). Eine lange Erfahrung hat ihn, wie er versichert, gelehrt, »daß Eigendünkel zumeist der Deckmantel für Unbedeutendheit ist« (IV, S. 111), eine Bemerkung, die er sicher nicht gemacht hätte, wenn ihm ein klares Bewußtsein von seinem eigenen Wesen aufgegangen wäre. Er tadelt andere wegen ihrer Anmaßung; so sagt er von Capodistria, er sei »von einer alle menschlichen Begriffe überragenden Eitelkeit« (III, S. 356). Umgekehrt rühmt er an Thorwaldsen, daß er ebenso bescheiden als geschickt sei: „ces qualités vont toujours de pair“ (III, S. 211). Hieraus geht wohl mit Deutlichkeit hervor, daß sich Metternich über diese für andere so auffällige Seite

seines Wesens vollständig getäuscht hat. So wunderlich das auf den ersten Blick erscheinen mag, so ist diese Blindheit gegen eigene Fehler doch nichts Ungewöhnliches. »Wie es uns oft erst durch fremde Kritik bewußt wird, daß wir im äußeren Verhalten, etwa in den Gesten der Hand oder im Stocken der Rede unsere besondere Art haben, so können uns auch geistige Eigenschaften, wie Zurückhaltung, Kälte, Drang zur Einmischung, Rechthaberei und dergleichen, fast unbekannt bleiben . . . und wer sich gern über fremde Taktlosigkeit beklagt, der gehört oft genug, ohne sich dessen bewußt zu sein, selbst zu denen, die des Taktes entbehren« (B, S. 21, 25).

So kommt es, daß Metternich die Versicherung, von Eitelkeit frei zu sein, gewöhnlich ohne die geringsten Bedenken abgibt, und zwar auch dann, wenn in ihm der Gedanke auftaucht, daß er doch recht viel von seinen Fähigkeiten und Erfolgen rede; es sind dann eben andere Gründe, die ihn dazu zwingen. Wie er versichert, spricht er nur ungern von sich selbst (N P, I, S. 141). Er bedauert es, daß die Gräfin Lieven die Wiener Verhältnisse nicht kennt; denn nur von sich selbst zu reden ist ihm unmöglich — „je suis tout juste l'être auquel je pense le moins“ (L, S. 67). Ein anderes Mal gesteht er der Geliebten freilich, daß er immer über sich und sein Tun schreibe, und er fragt sich dann, ob darin nicht „de la présomption“ liege — aber in diesem Falle ist es sein »Herz«, das ihn beruhigt: „mon coeur me dit que je suis un sot“ (L, S. 57). Er ist weder ein Geck noch ein Träumer, sondern ganz das Gegenteil dieser erbärmlichen Menschengattung (N P, VIII, S. 261). Wenn er über-

haupt einige Eitelkeit über das empfinden könnte, was er mit Hilfe des Himmels vollbracht hat, so würde er es allerdings in Hinsicht auf seine italienische Politik tun (1817, N P, III, S. 27). Er ist gezwungen, vor dem schwankenden Kaiser Alexander eine große Sicherheit zur Schau zu tragen, obwohl er der wenigst prahlerische Mensch der Welt ist (III, S. 484). Es ist durchaus kein „sentiment de fatuité", wenn er Louis Philippe gegenüber betont, daß er die Revolutionen gerade so gut kenne wie der König (VI, S. 176). Offenbar wollte Metternich unter der Eitelkeit nur die Neigung verstehen, sich dessen zu rühmen, was man gar nicht besitzt; die immer wiederkehrende Hervorhebung seiner Vorzüge galt ihm als schlichte Feststellung der Wahrheit.

Falsche Bescheidenheit. — Der Mißbilligung und Ableugnung der Eitelkeit entspricht das Bedürfnis des Selbstgefälligen, sich bescheiden zu zeigen. Daher ist es wohl erlaubt, an dieser Stelle einiges hierüber zu sagen. Die Psychologie der »falschen Bescheidenheit« muß erst geschrieben werden. Im allgemeinen ist freilich der Begriff durch die Worte, die ihn bezeichnen, schon erklärt; es wird sich immer um ein äußerlich bescheidenes Benehmen handeln, das nicht ganz echt ist, weil sich hinter ihm die Eitelkeit versteckt — aber nur unvollkommen, so daß der geschärfte Blick unter der schlichten Hülle da und dort ein Zipfelchen des verborgenen Flitterstaates entdeckt. Aber zweierlei ist damit noch nicht deutlich gemacht: man möchte als Psychologe doch die besonderen Formen kennen, in denen sich ein solches Verhalten zu äußern pflegt, und man möchte die ver-

schiedenen Motive aufgedeckt sehen, die zu ihm führen. Die erste Frage kann hier nur in Hinsicht auf die schriftlichen Äußerungen eines besonderen Individuums beantwortet werden. Was die Motive anlangt, so scheinen mir nach den Erfahrungen des täglichen Lebens besonders die folgenden in Betracht zu kommen.

Der einfachste Fall liegt dann vor, wenn der Selbstzufriedene sich bewußt wird, daß die Bescheidenheit eben doch zu den von der Mitwelt besonders geschätzten Tugenden gehört, und sich im Interesse seines »Außenbildes« bemüht, auch diese Eigenschaft in seiner Selbstdarstellung glänzen zu lassen — soweit es ihm seine Natur erlaubt. Bei einem erfolgreichen und viel bewunderten Manne geschieht das häufig in der Weise, daß er spöttisch von dem Weihrauch redet, den er doch so gern einatmet. — Etwas anders liegen die Verhältnisse, wenn in der Seele des Eitlen auch das Bestreben wirksam ist, das die Engländer als „fishing for compliments" bezeichnen: man setzt sich herab, um den Widerspruch der höflichen Mitmenschen hervorzurufen und sich dadurch geschmeichelt zu fühlen. — In vielen Fällen entspringt die Hervorhebung der eigenen Schwächen einer Neigung, sein liebes Ich vor anderen auseinander zu falten; man ist sich auch da interessant, wo es sich um Fehler handelt. Wenn sich nun dabei vollends der Gedanke regt, daß jene Mängel nur die Außenseite von Tugenden sind, dann liegt sicher falsche Bescheidenheit vor. So heben zum Beispiel nicht wenige Angehörige des schwäbischen Volksstammes mit Vorliebe eine gewisse Derbheit, Schwerfälligkeit oder Ungewandtheit ihrer äußeren For-

men hervor (was nach meiner Meinung gar nicht allgemein zutrifft) und denken dabei insgeheim an die Ehrlichkeit und Tiefgründigkeit ihrer Natur, die sich den äußeren Schliff und die leichte Beweglichkeit oberflächlicherer Stämme nicht gut aneignen kann. — Eine besondere Nebenform des eben genannten Motivs kann schließlich auch in der heiteren Selbstverspottung liegen. Wie die Hausfrau ihre Gäste gern selbst auf die Mängel des Essens oder der Bedienung aufmerksam macht, damit sie nicht glauben, daß sie derlei nicht bemerke, so kann auch die humoristische Selbstverkleinerung dem Wunsch entspringen, jeden Schein einer Täuschung über das eigene Wesen zu vermeiden. Fühlt man sich dabei durch das Bewußtsein innerlich gehoben, daß diese Freiheit des Urteils etwas Seltenes ist, so darf man auch hier von falscher Bescheidenheit sprechen. Am sichersten läßt sie sich durchfühlen, wo es sich um die Schilderung früherer Lebensstadien handelt, über deren Irrtümer der Erzählende längst hinausgekommen zu sein glaubt, so daß er mit überlegenem Lächeln auf sein früheres Selbst herabblickt[1].

Wir betrachten nun unser Material und suchen festzustellen, in welchen Formen sich die falsche Bescheidenheit bei Metternich zeigt. Besonders zahlreich sind die Belegstellen nicht; denn es entspricht, wie wir gesehen haben, der Natur des Fürsten mehr, die Selbstzufriedenheit ohne jede Verhüllung zum naivsten Ausdruck zu bringen. Be-

1) Die Erscheinung der humoristischen Selbstverkleinerung ist damit freilich nicht vollständig analysiert. Hier liegt wahrscheinlich eine lohnende Aufgabe für literar-psychologische Untersuchungen vor.

schränkt man sich auf das Wichtigste, so lassen sich bei ihm die Äußerungen der falschen Bescheidenheit in drei Hauptgruppen anordnen. Bei der ersten handelt es sich um die gewöhnlich in scherzhafter Form auftretende Klage über Ehrungen und Lobpreisungen, wobei doch die Absicht durchscheint, den Leser auf sie aufmerksam zu machen, bei der zweiten um den Hinweis auf kleine Schwächen und Torheiten, die der Schreibende gar nicht wirklich als Mängel betrachtet, bei der dritten um die nicht ernst gemeinte Verkleinerung der eigenen Vorzüge.

In Hinsicht auf die erste Gruppe, die wohl am reichhaltigsten ist, muß betont werden, daß es sich dabei nicht um bloße Verstellung handelt. Es wurde schon früher (S. 26) darauf hingewiesen, daß der gefeierte Staatsmann auf der Höhe seines Ruhmes die Ehrungen und Schmeicheleien, mit denen er überhäuft wurde, tatsächlich recht oft als Belästigung empfunden hat, besonders auf anstrengenden Reisen. Die spöttische Überlegenheit, mit der er manchmal darüber schreibt, und die Klage: „Dieu délivre les pauvres humains de cette espèce de célébrité" (N P VI, S. 205) mag durchaus aufrichtig gemeint sein. Aber die Tatsache, daß er es doch nicht unterlassen kann, über alle die Lobsprüche und Auszeichnungen, die er wie etwas Nichtiges behandelt, ausführlich zu berichten, verrät das Bedürfnis, sich ihrer in dieser versteckten Form zu rühmen. Es handelt sich eben bei solchen Erlebnissen um jene gemischten Gefühle, denen Kuno Fischer in seinem Faustkolleg einen so witzigen Ausdruck gab, als er durch die begeistert »trampelnden«

Zuhörer hindurch das Katheder hüstelnd erreichte und die Stelle aus dem Prolog im Himmel zitierte: »Staub soll er fressen — und mit Lust!« So dient dann die Klage, auch wenn sie wirklichen Unlustregungen entspringt, zugleich dem Zweck, den Stolz über das Erlebte zu verschleiern, und sie verrät, besonders durch die humoristische Form ihrer Äußerung, das Bedürfnis, zu zeigen, wie hoch der Erzählende über solchen Dingen steht, die anderen vielleicht sehr wichtig erscheinen könnten[1].

Zur Veranschaulichung werden wenige Beispiele genügen, zumal auch die Fälle der dritten Gruppe zum Teil in das Gebiet der ersten hineinreichen. Diese Beispiele zeigen den Fürsten von einer viel liebenswürdigeren Seite als die allerdings bedeutend zahlreicheren unverhüllten Äußerungen seiner Selbstgefälligkeit. Im März 1819 schrieb er aus Italien an die Gräfin Lieven (L, S. 246): »Meine Freundin, zu reisen, wie ich es tue, hat seine guten wie seine schlimmen Seiten, und ich finde, daß die letzteren stärker hervorstechen und besonders, daß ich sie mehr empfinde. Ich fahre wie der Blitz; man wird mich nicht ermorden, denn auf jeder Haltestelle der Post finde ich eine halbe Eskadron Kavallerie vor, die mich begleiten soll — höchstens könnte ich mir den Hals brechen. Ich bin immer wunderbar untergebracht: ich verlasse ein Paradebett, um mich in einem anderen wiederzufinden, das viel von einem castrum doloris an sich hat.

1) In den Bereich der falschen Bescheidenheit gehört auch häufig genug die humoristische Darstellung des eigenen Lebens. Metternichs Autobiographie ist dagegen fast durchaus auf den Eindruck der Größe eingestellt.

Das ist das Gute. Aber ich werde überwältigt von Ehrenbezeigungen, und die italienischen Ehrungen sind endlos wie die Steppen Deines Landes und noch ein bißchen dürrer. Ich will in meinem Wagen schlafen, und ich werde durch eine Deputation aufgeweckt, die eine fürchterliche Ansprache an mich hält. Ich komme an und will zur Ruhe gehen. Nichts davon! Eine geladene Gesellschaft erwartet mich. Ich finde fünfzig Herrn und Damen in großer Toilette, die nach meinem Wohlergehen fragen und mich zwingen, rinfreschi zu mir zu nehmen, mich, der ich niemals solche nehme. Endlich ziehe ich mich zurück und gehöre mir selbst an: da stellt sich eine Schar schrecklicher Sänger vor meinen Fenstern auf.« — In einem Briefe aus dem Jahre 1837 heißt es: »Ich bin fortwährend von einer solchen Menschenmasse umgeben, daß es meiner ganzen inneren Ruhe bedarf, um nicht mit roher Gewalt (à bras racourcis) über den Haufen der Lästigen herzufallen. Die schlimmsten unter ihnen sind diejenigen, die einfach kommen, um mich gesehen zu haben — nicht, wie man einen Freund sehen will, sondern wie man in die Menagerie von Van Aken geht« (N P, VI, S. 205). — Über den schon früher erwähnten Empfang bei Georg IV. in Hannover schreibt der Fürst: »Nach einem wahren Schwall von Lobsprüchen, worin der König so gnädig war, mich mit allen Männern des Altertums, des Mittelalters und der modernen Zeit in Vergleich zu stellen, kam ich endlich dazu, von Geschäften zu reden, und da blieb mir nichts zu wünschen übrig. Ich werde große und gute Geschäfte machen, ohne darauf Anspruch zu erheben, mehr zu sein als ein Minos,

Themistokles, Cato, Cäsar, Gustav Adolf, Marlborough, Pitt, Wellington und so weiter, alles Namen, welche Seine Majestät mir genannt hat, wie man eine Litanei von Heiligen herabsagt« (N P, III, S. 451).

Nun mögen Beispiele folgen, die zu der zweiten Hauptgruppe gehören. In einem Privatbriefe vom 11. April 1822 (N P, III, S. 509) spricht Metternich davon, daß er auch »an einigen Narrheiten« leide. »Eine davon ist das Meer; ich liebe es wie wenig Dinge, es erscheint mir immer schön, und ein wahres Unglück für mich ist es, einen vom Meer so entfernten Punkt bewohnen zu müssen. Auch kann ich nicht von einer Brücke aus in das Wasser sehen, ohne Lust zu haben, mich hineinzustürzen, beileibe aber nicht aus Verzweiflung, denn« — hier setzt sich Metternichs gewöhnliche Selbstdarstellung durch! — »dieses Gefühl kenne ich nicht; ich verzweifle nie, wahrscheinlich, weil ich meine Hoffnungen nicht zu hoch spanne; meine Narrheit ist das Wasser, das ich unendlich liebe.« Es ist unverkennbar, daß Metternich im Grunde auf die Neigung stolz ist, die er hier als Narrheit bezeichnet. Dabei tritt er, wie nebenbei bemerkt sei, als ein Vorläufer des amerikanischen Psychologen Stanley Hall auf, der, allerdings in vollem Ernst, behauptet hat, die Liebe zum Wasser sei ein Nachklang aus fernster entwicklungsgeschichtlicher Vergangenheit: »Einer unserer haupt-deutsch-radikalen Professoren[1] hat jüngst ein Werk veröffentlicht, worin er beweisen will, die Menschen seien im Meer ensttanden, das heißt, daß wir Fische

1) Der Herausgeber denkt an Oken.

waren und mit der Zeit Menschen geworden sind. Hielte ich diesen Professor nicht für noch närrischer als mich, so wäre ich versucht zu glauben, daß er recht habe.«

Ganz ähnlich behandelt Metternich in einem Briefe an die Gräfin Lieven seine Neigung zur Musik (L, S.74). Er schildert seine »Schwäche« mit so schönen Worten, daß man sofort erkennt, hier soll vor der Geliebten ein wertvoller Zug enthüllt werden. Nichts, schreibt er, wirke so stark auf ihn ein wie die Musik. Nach der Liebe, besonders aber mit der Liebe vereint, sei sie das, was auf dieser Welt am besten mache. »Die Musik erregt und beruhigt mich zu gleicher Zeit. Sie wirkt auf mich wie ein Erinnern; sie löst mich aus dem engen Rahmen, in dem ich mich befinde; mein Herz öffnet sich; es ballt in sich Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zusammen; alles wacht in mir auf: Leiden, Freuden, die nicht mehr sind — Leiden und Freuden, die ich erwarte und die ich begehre. Die Musik erregt mich zu süßen Tränen; sie rührt mich über mein eigenes Wesen; sie tut mir wohl und wehe, und das Weh selbst ist ein Wohlsein.« Darauf fragt er die Geliebte, ob sie nicht bei der Enthüllung solcher Schwächen ein wenig Unruhe empfinde. Aber er verrät seine wahre Meinung, wenn er hinzufügt: „mon amie, je me détesterais, si je n'avais point de larmes."

Etwas anders ist wahrscheinlich die Bescheidenheit zu deuten, mit der Metternich seinem Freunde Gentz gegenüber von seiner geringen schriftstellerischen Veranlagung gesprochen hat. Gentz fiel häufig die Aufgabe zu, die Entwürfe seines Gönners stilistisch zu verbessern. Am 10. August 1825 schickte ihm der Fürst die vortreffliche

Charakteristik Napoleons, die im ersten Bande der N P abgedruckt ist. »Sie wissen,« schrieb er bei diesem Anlaß (N P, IV, S. 187) »wie wenig schriftstellerisches Talent ich mir zuerkenne.« Er wolle das besondere Geständnis ablegen, daß nach seinem Gefühl Gentz weit besser zu sagen wisse, was er denke und sagen möchte, als er selbst es je vermöge. Daher solle Gentz die Feile an den Aufsatz über Napoleon legen, ohne jedoch an den Zügen des Bildes irgend etwas zu ändern. Denn über das, was Metternich sachlich zur Würdigung seines großen Gegners beitrug, urteilt er mit gewohntem Selbstbewußtsein. »Ich liefere«, schreibt er in demselben Briefe, »ein Bild Napoleons, wie es noch nirgendswo zu sehen ist. Ich habe den Menschen entkleidet und ihn so, wie ich alle Dinge ergreife, hingestellt, das heißt wie er war, ohne Roman noch Putz, noch auf ihn geworfenen Schmutz. Es sollte schwer scheinen, noch etwas Neues über den Mann sagen zu können, und in meinem Gefühle liegt, daß alles, was ich sage, mehr oder weniger neu oder vielmehr noch nicht gesagt ist.« Aber in Hinsicht auf die sprachliche Behandlung fühlte Metternich wohl tatsächlich die Überlegenheit des gewandten Schriftstellers, und man kann hier höchstens insofern von »falscher« Bescheidenheit sprechen, als er diese Überlegenheit stark betonte, um Gentz für seinen Plan günstig zu stimmen. — Wie notwendig manchmal die verbessernde Tätigkeit des Freundes war, zeigt übrigens in erheiternder Weise die Gegenüberstellung des ursprünglichen und des verbesserten Textes zu einem Artikel im »Beobachter«, die sich in der Sammlung der Briefe von und an Gentz

findet (Dritter Band, II, S. 36 f.). Da hatte nämlich der Fürst über den Terror der italienischen Revolutionäre geschrieben: »Der stets gezückte Dolch der Sekte verhängte einen dunklen Schleier über die Hauptstadt.« Gentz, dem dieses ungewöhnliche Verhalten des Dolches einen — Stich gegeben haben wird, verbesserte: »hat dumpfes Schrecken über die Hauptstadt verbreitet.«

Wir gelangen nun zu der dritten Gruppe von Fällen; es handelt sich dabei um die nicht ernst gemeinte Verkleinerung der eigenen Vorzüge, deren sich Metternich sonst so unbefangen zu rühmen pflegt. Hierzu kann man vielleicht schon eine Äußerung in der »autobiographischen Denkschrift« rechnen (N P, I, S. 33), wo Metternich in etwas willkürlicher Darstellung seiner Anfänge von seinem Widerstreben gegen eine öffentliche Laufbahn spricht und dabei betont, er sei zu bescheiden gewesen, um sich die Kraft zuzutrauen, die zur Rettung einer in Auflösung begriffenen Gesellschaft gehöre; auch der Zusatz, er habe sich nicht für tauglich gehalten, die Rolle eines Reformators zu übernehmen, klingt nicht ganz echt, da Metternich von jeher ein Gegner aller Neuerungen war und das Heil der Gesellschaft in der Wiederherstellung der alten Ordnungen erblickte. — Etwas durchsichtiger ist ein Brief an Victor Metternich vom 10. Februar 1829, in dem der Fürst von seiner Ersetzbarkeit spricht (N P, IV, S. 539). »Ich kann jeden Tag sterben,« heißt es da, »und die Geschäfte werden darum doch weitergehen. Ein anderer wird mir nachfolgen und ich könnte diesen anderen ohne Schwierigkeit bezeichnen. Ja, ich habe ihn sogar tatsächlich schon in meinem poli-

tischen Testament genannt, gerade wie man in einem gewöhnlichen Testament seinen Erben angibt.« Das klingt für einen Mann von Metternichs Selbstbewußtsein auffallend bescheiden. Aber freilich, heißt es dann in dem Schreiben weiter, dieser Nachfolger, der ihn so leicht ersetzen würde, vermöge es doch gerade jetzt nicht, in der Epoche einer „grande crise". Und diese Krise selbst würde sich sofort in unberechenbarer Weise verändern (wenn Metternich zurückträte); niemand würde sich selbst wiedererkennen, und die furchtbarste Verwirrung wäre die Folge. — Daß sich Beamte für leicht ersetzbar erklären — »nur gerade jetzt nicht«, ist an und für sich eine recht häufige Erscheinung; bei Metternich muß aber eine solche Äußerung als etwas Ungewöhnliches verzeichnet werden.

Am deutlichsten zeigt sich die nicht ernst gemeinte Selbstverkleinerung im Gebiete des Intellekts. Als in Königswart, einer Besitzung Metternichs, ein großer Park angelegt wurde, rühmte der Fürst die Tätigkeit der Gartenkünstler und fügte hinzu, daß auch seine eigene Intelligenz dem Unternehmen »nicht schade«; so gehe denn alles gut vonstatten (N P, IV, S. 553). In einem Privatbriefe aus Laibach (1821) bezeichnete er die besondere Art von Vernunft, die ihm zukomme, als einen bloßen »Mangel an Dummheit« und fügte mit einer bei ihm selten vorkommenden humoristischen Selbstverspottung hinzu: »Das ist mein Geheimnis, ich verrate es aber nicht, weil mir daran liegt, daß man mich für einen außerordentlichen Mann halte« (N P, III, S. 440). Als er 1825 in Paris war, sah er sich von allen Seiten mit

Fragen bestürmt. Bonald stehe in stummer Bewunderung vor seinem Wissen; »und wenn ich mich vor Gottes Richterstuhl stelle, so ist wahrlich noch kein Fall zwischen uns vorgekommen, der mich nicht zur Stupidität herabgewürdigt hätte, wenn ich über selben unwissend gewesen wäre.« »Die Leute sehen mich wie eine Art Laterne an, der sie sich nähern, um Licht in einer mehr oder weniger finstern Nacht zu erhalten. Ich kann das, was ich täglich erprobe, nicht anders beschreiben. Villèle und Damas laufen stets bei mir ein und aus, um mir Fragen zu stellen, welche — Gott weiß! — nicht schwer zu beantworten sind. Wenn ich den Ausspruch tue, so finden sie ihn herrlich, dort wo ich mich vor mir selbst schämen würde, ihn anders zu tun. Es scheint, daß die guten Menschen gewöhnt sind, statt der Lösung von Fragen das sehr bequeme „I don't understand" zu hören. Der Sünde eines solchen Wortes mache ich mich nicht schuldig, und so finden sie, daß die Laterne leuchtet; unter allen Schuldigkeiten einer Laterne wahrlich die gemeinste!« (N P, IV, S. 155, 156.) — Solche bescheiden klingende Äußerungen verraten doch das Bewußtsein, wie geringe geistige Anstrengung es Metternich kostet, die Bewunderung der Mitwelt zu erregen, gerade wie er 1841 über eine aus drei Teilen bestehende »Expedition«, auf die er sehr stolz war, an Apponyi geschrieben hat: »Keine dieser Arbeiten hat mir viel Mühe gemacht; denn ich folgte dabei dem einfachen Wege der Vernunft, und vernünftig zu reden hat für ruhige und besonnene Geister nichts Beschwerliches« (N P, VI, S. 513).

Ich bin genauer auf diese Beispiele eingegangen, ob-

wohl man wahrscheinlich bei anderen Persönlichkeiten ein reicheres und interessanteres Material finden könnte. Metternichs Bedürfnis, sich unverhüllt in seiner Größe darzustellen, war viel zu stark, um ihn häufig die äußeren Formen der Bescheidenheit wählen zu lassen; die Tatsache, daß er es dennoch nicht selten getan hat, spricht für die Vermutung, daß sich alle eitlen Menschen dieses Mittels ab und zu bedienen (und ich glaube, daß auch wahrhaft bescheidene Naturen nicht immer von der »falschen« Bescheidenheit frei sind). Fragt man nun nach den Motiven Metternichs, so wird man unter den im Eingang erwähnten hauptsächlich das erste ins Auge zu fassen haben: das Bestreben, auch die so hoch eingeschätzte Tugend der Bescheidenheit, die ja nach der Ansicht des Fürsten mit der Tüchtigkeit eng verbunden ist, vor den Augen der Mitmenschen zur Darstellung zu bringen. Wie mächtig dieses Motiv im sozialen Leben wirkt, zeigt der ganze Formenschatz der konventionellen Höflichkeit bis hinauf zu dem Gipfel der Selbstverkleinerung, den die chinesische Sitte erklimmt. Auch die Betonung von »Schwächen«, die im Grunde als etwas Wertvolles angesehen werden, fehlt bei Metternich nicht. Und sogar die humoristische Form der Selbstverkleinerung kommt vereinzelt vor, obwohl sie seinem eigentlichen Wesen wenig entspricht. Dagegen ist das »Fischen nach Komplimenten« in seinen schriftlichen Äußerungen begreiflicherweise nicht sicher festzustellen, was natürlich nicht ausschließt, daß es im mündlichen Verkehr, für den es besser paßt, auch bei ihm häufiger hervorgetreten ist. Die früher einmal erwähnte Aufforderung, der Brief-

empfänger möge seine politischen Ausführungen in den Papierkorb werfen, denn dort sei ihr wahrer Platz (vgl. oben S. 40), steht immerhin einem solchen Fischen recht nahe.

W i l l e n s s t ä r k e. — Wir sind bei unserer Untersuchung der moralischen Selbstbewertung Metternichs so vorgegangen, daß wir zunächst auf das fast gänzliche Fehlen einer ernst gemeinten Verurteilung der eigenen Mängel aufmerksam machten. Dann haben wir unter den besonderen Charaktereigenschaften, mit denen er sich in seinen Aufzeichnungen beschäftigt, unserem Hauptthema entsprechend zuerst die Eitelkeit in Betracht gezogen, um daran einen längeren Exkurs über die falsche Bescheidenheit anzuschließen. Fragen wir nun, welche anderen sittlichen Qualitäten in unserem Material eine bedeutendere Rolle spielen, so können wir die Tugend der W a h r h a f t i g k e i t überspringen, weil das Wesentliche darüber schon früher mitgeteilt wurde, als wir (S. 27) von der Verstellung sprachen. Metternich hat häufig mit größtem Nachdruck seine Wahrheitsliebe betont; ich erinnere an den Ausspruch: »Meine Worte sind wahr, immer und bei jeder Gelegenheit.« Es läßt sich kaum bezweifeln, daß er sich, wenn er eine solche Versicherung abgab, wirklich in diesem Lichte erblickte — ein Beweis für das Prinzip des »Bovarysmus«, vielleicht aber doch auch eine Stütze für unsere These, daß die völlig klar bewußte Lüge nicht ganz so häufig vorkommt, wie man gewöhnlich bei der Beurteilung von politischen Gegnern annimmt.

Dem eben wieder angeführten Ausspruch gehen die

Worte voraus: »meine Seele ist stark und gerade«. Damit ist die Willensstärke berührt, die ja im Sinne der Antike und Renaissance ebenfalls zu den Tugenden oder Tüchtigkeiten des Menschen gehört. »Der Wille des Menschen«, heißt es in einem der Briefe an die Gräfin Lieven, »ist eine sehr imposante Macht, und ich weiß zu wollen. Täusche Dich nicht darin, meine Freundin: ich kenne nicht viele, die es können« (L, S. 21). Hier hat sich der erfolgreiche Staatsmann, der es verstand, sich Jahrzehnte hindurch in der Herrschaft zu behaupten, in seiner Selbstbeurteilung gewiß nicht getäuscht. Es fragt sich nur, ob er die besondere Eigenart der ihn auszeichnenden Energie richtig geschildert hat, oder ob ihn auch hier wieder die Eitelkeit beeinflußte. Nun kann sich der starke Wille nur im Kampfe offenbaren, wie das ja auch in Kants Lehre vom guten Willen hervortritt. Es gibt aber verschiedene Arten des Kämpfens: hier ein rücksichtsloses Einsetzen der Kraft zu gewaltigen Schlägen, dort ein gewandtes Fechten mit Finten, Deckungen und plötzlichen Stößen. Dem entspricht innerlich, wenn man es kurz bezeichnen will, der »große« und der »geschmeidige« Wille. Bismarck konnte, wenn es darauf ankam, alle Feinheiten der Fechtkunst spielen lassen; aber in seine Hand paßt doch am besten das Schwert. Schwerlich wird ein Künstler auf den Einfall kommen, ihn mit dem Florett darzustellen. Bei Metternich würde uns ein solcher Gedanke nicht absurd erscheinen. Er ist ein hervorragender Diplomat gewesen, aber ein Diplomat in dem Sinn, den wir herkömmlicherweise mit diesem Wort verbinden; und es war zu Napoleons Zeit ein Glück für

Österreich, einen so gearteten Staatsmann zu besitzen, ein Glück, das Völker in ähnlicher Lage nicht ohne Neid betrachten werden. Ich verweise nochmals auf die Worte, mit denen er seine Aufgabe bei der Übernahme des Ministeriums dem Kaiser Franz gegenüber bezeichnete (vgl. oben S. 48 f.): der Staat sei nur durch »Anschmiegung« an das System des Feindes zu retten; man müsse die Politik »auf ausschließendes Lavieren, auf Ausweichen, auf Schmeicheln beschränken«, um so vielleicht die Existenz zu fristen »bis zum Tage der allgemeinen Erlösung«.

Gewöhnlich stellt sich aber unser Diplomat, wie schon gezeigt wurde, als den Mann der großen und erhabenen Willenskraft dar. Nach der Besiegung Napoleons ist er der »Prellstein« oder der »Fels der Ordnung«, der unerschütterlich seine Stelle behauptet. Als man 1825 in Petersburg mit ihm unzufrieden war, schrieb er: »Hätten die Meereswogen menschliches Gefühl, ihre Antipathie gegen den festen Körper, an dem sie zerschellen, wäre sehr erklärlich. Dem Naturgesetze nach können dergleichen Körper nicht nachgeben, sie müssen bleiben, was sie sind, oder es kommt auch an sie die Reihe, zertrümmert zu werden. Mitten im Sturme scheinen die Wellen die stärkeren zu sein; ist der Sturm vorüber, steht der Fels unversehrt da, und die Wellen sind verschwunden. Ich bin in der gleichen Lage, und der Sturm wird vorübergehen« (N P, IV, S. 192). Und auch nach seinem Sturze hielt er an diesem Lieblingsbilde fest: »Ich habe neununddreißig Jahre lang die Rolle eines Felsens gespielt, von welchem die Wogen abprallten, bis es denselben ge-

lang, ihn zu unterwaschen und zu verschlingen.« »Aber,« fügt er in demselben Schreiben hinzu, »es ist ein großer Unterschied, ob man aufhört zu existieren oder verschwindet. Ich existiere und habe nur meinen Platz gewechselt; ich habe mich aus der materiellen Sphäre zurückgezogen, niemand kann mich jedoch aus der moralischen vertreiben« (N P, VIII, S. 232 f.).

Mit dieser Auffassung stimmen die übrigen Bemerkungen des Fürsten über seine Willensnatur überein. Wenn er während seiner ersten Verhandlungen mit den Franzosen (1809) an seine Mutter schreibt, bei einer solchen Aufgabe, wo die ganze Welt ihre Blicke auf den Unterhändler gerichtet halte und wo ein falscher Schritt genüge, um den ehrwürdigen Bau des Reiches in Trümmer zerfallen zu lassen, bedürfe es eines „caractère très fort" und einer „volonté bien prononcée" (N P, I, S. 234), so wird niemand daran zweifeln können, daß er im Besitz dieser Fähigkeiten gewesen ist[1]. Aber er hat das Bedürfnis, das Bild seiner geschmeidigen und zähen Natur in der Richtung aufs Monumentale zu stilisieren. Immer geht er aufs Ganze; »halb stehe ich nie für mich ein, und halb weiß ich daher auch keinen Anteil an irgend etwas zu nehmen« (VII, S. 610). „Il faut ne pas bouger"; wenn Gott ihm eine besondere Eigenschaft verliehen hat, so ist es diese (IV, S. 277), und wenn man ihn vor dem Übel nicht nachgeben sieht, so soll man die

1) Eine charakteristische Bemerkung findet sich L, S. 164: Schon als kleiner Knabe sei er beim Wettlauf weniger gefallen als seine Kameraden; „j'ai couru un peu moins vite, j'ai ouvert de grands yeux et j'ai toujours gagné le prix à la course".

Ursache nirgends suchen als in seinem Charakter, „qui ne sait pas plier devant les difficultés“ (VII, S. 324; vgl. L, S. 18). Seinen Lauf kann nichts aufhalten: „rien n'arrêtera ma marche“ (I, S. 233). Von seinem Vorsatz kann ihn nichts abbringen, »wie man mich überhaupt nicht dahin bringt, wohin ich nicht gehen will« (III, S. 295); das ist nicht Halsstarrigkeit: »ich bin der wenigst halsstarrige Mann, aber der ausdauerndste« (ebenda S. 517). Von Listen und Finten, vom Lavieren und von krummen Wegen redet er nicht. Er geht den geraden Weg; „je vais droit au but et je suis sûr de l'atteindre“ (L, S. 44); »dieser Weg ist der einzige, den ich verfolgen kann, und nur auf ihm gelangt man zum Ziele« (VIII, S. 260). Er hat den Beweis geliefert, „que le bon moyen d'attaquer un mal, c'est de l'attaquer de front“, und zwar mit „des coups de massue“ (III, S. 220). »Die Völker«, schreibt er 1821 aus Laibach, »sind wie Kinder oder wie nervöse Frauen, sie glauben an Gespenster; in meiner Natur liegt es, jeder geheimen Macht geraden Schrittes entgegenzugehen. Ich will klar sehen und greifen können. In meiner Kindheit beschlossen einmal meine Gespielen, mich durch Gespensterfurcht zu schrecken. In einem finsteren Gang trat mir, dem siebenjährigen Knaben, ein Gespenst entgegen. Zum Unglück für das Gespenst hatte ich aber einen Stock in der Hand und hätte den Vermummten bald erschlagen. Diese Geschichte aus meinem siebenten Lebensjahre ist die Geschichte meines öffentlichen Lebens. Ich bin stets gerade losgegangen auf das, was anderen unangreifbar schien« (III, S. 432).

Pflichterfüllung und Ehrgeiz. — Bei dieser Erörterung können wir an den Abschnitt über »Maxime und Neigung« (S. 56 f.) anknüpfen. Unter den Maximen sind hier nicht politische, sondern im eigentlichen Sinne sittliche Grundsätze zu verstehen; der Ehrgeiz fällt unter den Begriff der Neigungen. Und wie dort gezeigt wurde, daß Metternich das Bedürfnis hatte, vor allem seine Prinzipienfestigkeit zu betonen, so ist es hier die Pflichterfüllung, die er in den Vordergrund rückt, während er es lebhaft bestreitet, von den Triebkräften des Ehrgeizes abhängig zu sein. Man gewinnt den Eindruck, daß der von Ehrungen übersättigte Mann auch hier gewöhnlich mit der subjektiven Überzeugung gesprochen hat, die lautere Wahrheit zu sagen; freilich wird man dabei zwischen dem älteren Politiker und den ersten Anfängen seines Aufstieges unterscheiden müssen.

Wie Metternich die Eigenliebe zu den Eigenschaften rechnet, die seiner Natur fremd sind (L, S. 58 f.: „l'amour-propre est de toutes les faiblesses humaines la plus éloignée de moi"), so leugnet er auch die Motive des Ehrgeizes ab. »Die diplomatische Laufbahn«, versichert er in der autobiographischen Denkschrift, »konnte allerdings meinem Ehrgeize schmeicheln, aber diesem Gefühle war ich mein ganzes Leben lang nicht zugänglich« (N P, I, S. 24 f.), »Frei vom Stachel des Ehrgeizes, wie ich mein ganzes Leben war, empfand ich nur (?) das Gewicht der Fessel, die mich jeder persönlichen Freiheit berauben sollte, und wäre bei mehr Reizbarkeit, als in meiner Natur lag, unter dem Eindruck meiner neuen Stellung zusammengebrochen« (ebenda S. 87 f.). Das

Fragezeichen, das ich hinter das »nur« setzte, wird sicher am Platze sein; in den Anfängen seiner Laufbahn hat der Fürst gewiß nicht so empfunden, wie er es rückschauend darstellt; sagt doch Hanoteau mit Recht, er habe es in dem Bestreben, nichts in seiner Karriere als banal erscheinen zu lassen, auch sonst in jener Denkschrift nicht für nötig gehalten, „de se confiner toujours dans la stricte verité (L, S. X). Daß er aber auf der Höhe des Erfolgs mit der sich sehr oft wiederholenden Ableugnung des Ehrgeizes zum mindesten seiner augenblicklichen Stimmung einen unverfälschten Ausdruck gab, mögen zwei Briefstellen zeigen, die beide aus demselben Jahre stammen.

Im Juni 1820 hatte Metternich einen halben Tag auf einer prächtigen Herrschaft zugebracht, die dem Grafen Chotek gehörte. »Wenn es mir«, schrieb er damals, »manchmal geschieht, ein gastfreies Gut zu besuchen, das, fern von der Welt, dem diplomatischen Gewirr entrückt ist, fühle ich mich wie ein Gefangener, der einen Sonnenstrahl entdeckt. Dieses Licht ist nicht für mich; ich weiß, daß man mir es nur zeigt, um mich wieder in meine dunkle Zelle zurückzuführen, und nichtsdestoweniger erzittert mein Herz und träumt von einem Glück, das ich nicht an mich zu ketten bestimmt bin. Ich bin gewiß einer der Menschen, der dem Ehrgeiz am wenigsten, dem Glück am meisten zugänglich ist. Warum hat mich das Schicksal in ein Labyrinth geworfen, das nie zum Glücke führt. Wir haben einen Heiligen, der sich den Himmel errungen, weil er während ich weiß nicht wie vieler Jahre mit einem Fuß auf einer Säule gestanden

ist. Ich, der ich zwar auf zwei Füßen stehe, kann mich dennoch mit dem heiligen Simon Stylita vergleichen. Sein Verdienst war die unbequeme Stellung, meine ist nicht besser. Er war geduldig, und auch ich habe viele Beispiele von dieser Tugend gegeben. Dagegen fürchte ich, nicht in den Himmel zu gelangen, weil ich Augenblicke von solcher Ungeduld habe, daß ich im Nu die Verdienste vieler Jahre aufhebe. Die Legende behauptet, der Heilige sei nie ungeduldig geworden, und das macht seinen Kollegen verzweifeln« (N P, III, S. 333).

Im April desselben Jahres hat der Fürst mit gewohnter Selbstzufriedenheit die einzige Art des Ehrgeizes geschildert, die er sich zuerkennt. Dieser Ehrgeiz, der im Grunde eine Tugend ist, besteht in dem Bestreben, der Pflicht zu gehorchen und das Gute um seiner selbst willen zu erfüllen. »Wenn der Himmel«, sagt er, »mir nur zu einigem Troste eine geringe Dosis von jenem Ehrgeize gegeben hätte, der bei der geringsten Veranlassung alles das zum Genuß macht, was mir nie einen bietet. Auch ich besitze Ehrgeiz, aber einen so ernsten, daß dessen Genüsse jenem der Tugend gleichen. Mein Ehrgeiz ist, das gutzumachen, was ich tue, und das Böse überall da zu bekämpfen, wo ich es vorfinde. Dieser Umstand ist es eben, der mir jenen kalten Anstrich gibt, welcher nicht schlechtweg Gelassenheit als vielmehr Ausdauer ist. Für mich arbeite ich wahrlich nicht, Titel und alle sogenannten Ehren sind mir gleichgültig. Ich bin damit in viel höherem Maße überschüttet worden, als ich es gewünscht, und würden sie mir wieder entzogen, so würde ich es kaum bemerken.« Diesen Worten fügt er

noch die Andeutung hinzu, daß sich sein Ehrgeiz auch auf den Nachruhm beziehe: »Die Nachwelt wird mich beurteilen; das einzige Urteil, nach dem ich geize, das einzige, was mir nicht gleichgültig ist, und zugleich das einzige, das ich nie vernehmen werde« (N P, III, S. 324).

Der Ableugnung des Ehrgeizes entspricht es, daß Metternich sein ganzes Leben als ein der Pflicht gebrachtes Opfer ansieht. Er klagt darüber, aber er ist zugleich stolz darauf. Das eigene Ich mit seinen selbstischen Bedürfnissen (die doch zum Beispiel in dem Liebesleben des „grand charmeur" eine recht erhebliche Rolle gespielt haben) tritt völlig zurück. »Aus meiner Darstellung«, heißt es im Vorwort zu der Autobiographie, »geht hervor, daß ich von meiner frühesten Jugend bis in das sechsunddreißigste Jahr eines mühevollen Ministeriums, wo ich diese Zeilen schreibe« (1844), »nicht Eine Stunde m i r gelebt habe« (N P, I, S. 4). „C'est une bien terrible chose qu'une vie qui est tout aux autres" (L, S. 81). All sein Streben gilt nur der Sache. Sogleich bei dem Eintritt in das Ministerium hat er sich, wie er seiner Mutter schreibt, gesagt, „que moi je n'étais rien et la cause tout" (N P, I, S. 234). Aller Ehrgeiz, der sich auf die Berechnung beschränkt, das eigene Ich zu fördern, ist verächtlich. Nur derjenige, der uns dazu führt, „à pousser la cause", ist gut; »ich habe keinen andern und lasse keinen andern zu« (L, S. 172). »Ich hege nur eine Leidenschaft, die des Rechts und der Billigkeit. Sie bringt mir zwar täglich eine Menge von Verlegenheiten. Sie drängt mir das größte aller Opfer auf, das Opfer meines Privatlebens und aller großen und

kleinen Genüsse, aus denen das Leben eines Menschen zusammengesetzt ist.« »Mein Leben besteht aus Opfern, und eine Entbehrung mehr zählt nicht für den, der von Entbehrungen lebt. Meine Existenz gleicht nur zu sehr einer Uhr, je marche toujours pour marquer les heures; ich diene den anderen, indem ich mich selbst abnütze; m e i n e Stunde schlägt nie« (N P, III, S. 347, 348).

So beurteilt sich Metternich sicher recht einseitig, indem er alles, was sich in seiner angeborenen Natur an Egoismus, Machtwillen, Genußsucht und Ehrgeiz regt, beiseite schiebt, um rein in dem Licht erhabener Pflichterfüllung zu glänzen. Denn das, was er beklagt, macht zugleich seinen Stolz aus. Er fühlt sich als eine „puissance morale" in Deutschland, ja in Europa, bei deren Verschwinden das Gefühl der Leere entstehen würde (N P, III, S. 110). Er weiß, daß er in seinem Lande auf dem moralisch-politischen Felde allein stand. »Hätte ich demzufolge meine Denk- und Handlungsweise verändern sollen? Ich habe es nicht gewollt, und hätte ich es gewollt, so würde ich es nicht gekonnt haben. Gegen die Aussprüche meines Gewissens und gegen die in mir feststehenden Begriffe dessen, was Recht ist oder Unrecht ..., zu handeln habe ich nie verstanden und die eigenen Handlungen stets strenger geprüft als die Handlungen anderer« (VII, S. 640). So meint er auch kurz vor der Schlacht bei Leipzig, Napoleon, der nun der von ihm vorausgesagten Katastrophe entgegengehe, werde jede Stunde an ihn denken, und er werde ihm dabei als eine Art personifizierten Gewissens erscheinen (I, S. 258).

D a s F e h l e n d e s H a s s e s. — Mit der Verdeckung aller persönlichen Motive hängt auch das Urteil Metternichs zusammen, daß er den Regungen des Hasses nicht zugänglich sei. Als er in dem Schlußkapitel der autobiographischen Denkschrift daran ging, über seinen Rücktritt zu berichten, setzte er dem Text das von ihm selbst entworfene Motto voran: »In Zeiten großer Aufregung sind stets diejenigen am meisten gehaßt und verleumdet, die keinen Haß im Herzen tragen und niemandem ein Leid zufügen« (N P, VII, S. 617). Und in einem Briefe an die Gräfin Lieven betonte er, daß der Haß nicht zu seinem Wesen gehöre: „c'est que la haine n'est pas dans mon essence" (L, S. 197). Hierin unterscheidet er sich wesentlich von B i s m a r c k, der einmal gesagt hat, Goethe habe unrecht, wenn er meine, daß nur die Liebe das Leben verschönere; der Haß tue dieselben Dienste: »mir sind unentbehrlich: für die Liebe meine Frau, für den Haß — Windthorst« (B, S. 71).

Es liegt in der Tat kein Anlaß vor, bei Metternich eine so gewaltige Kraft des Hassens anzunehmen wie bei dem leidenschaftlichen deutschen Kanzler, in dessen Leben das Walten starker Kampfinstinkte so deutlich zutage tritt. Man kann sich in dieser Frage auch auf verschiedene Aussagen seiner dritten Frau und auf das Zeugnis des Kaisers Franz berufen, der von seinem Minister sagte: »Er verzeiht allen seinen Feinden, behält nie etwas im Herzen gegen sie« und ein anderes Mal wiederholte: »der ist besser als ich, der ärgert sich nie und hat nie etwas gegen seine ärgsten Feinde, so gut bin ich nicht« (N P,

V, S. 90, 430)[1]. Der Mann, den auch Ernst Molden einen Sanguiniker und einen leichtsinnigen Optimisten genannt hat (a. a. O. S. III, 14 f.), ist von den Dämonen der großen Leidenschaft nicht verfolgt worden, weder im Haß noch in der Liebe. Er selbst findet, daß eine starke Reizbarkeit nicht in seiner Natur lag und daß die Passionen bei der ihm angeborenen Ruhe seinen Blick nicht leicht zu trüben vermochten (I, S. 88; VII, S. 420; VIII, S. 311). — Das schließt natürlich nicht aus, daß er dennoch recht starke und beharrliche Antipathien hegen konnte und daß ihm auch die den Kampftrieben entspringende triumphierende Schadenfreude nicht fremd war. So schreibt er vom Laibacher Kongreß: »Der Chor der Liberalen wird nun schöne Weisen anstimmen, ich freue mich schon darauf; mir gefallen nämlich die Schmähungen von Leuten, denen ich geflissentlich auf die Füße trete« (III, S. 432). Und als einer seiner Gegner, der Finanzminister Wallis, 1818 gestorben war, schrieb er zwar an die Gräfin Lieven, er erkenne das Wort an, daß man den Tod eines offenen Feindes manchmal bedauern könne, fügt aber hinzu, er habe seit Jahren beobachtet, daß die Männer, die sich ihm direkt entgegenstellten, sterben mußten: »die Sache ist einfach; solche Menschen sind Narren, und die Narren sterben« (L, S. 56).

Damit gelangen wir zu der Frage, wie sich das Selbstgefühl Metternichs zu der Tatsache seiner geringen »Reiz-

1) Vgl. Pauline Metternich-Sándor, »Geschehenes, Gesehenes, Erlebtes«, S. 10 f.

barkeit« stellt. Er erblickt selbstverständlich einen Vorzug darin. Der Haß erscheint ihm als eine Schwäche, er trübt die Klarheit des Urteils und erschwert die Führung der Staatsgeschäfte — was freilich nur bedingt richtig ist; denn der Haß kann, wie Deutschland es zur Genüge erfahren hat, auch als eine gewaltige Kraft wirken, die auf die Berechnungen des Verstandes keinen lähmenden Einfluß ausübt. Über den Freiherrn vom Stein schrieb Metternich 1833 an Gagern: »Ihr Freund hat mich gehaßt, dies war die Folge seines Charakters; er gehörte zu der Zahl von Menschen, welche das englische Wort impressionable sehr gut bezeichnet. Ich habe den Freiherrn vom Stein nie gehaßt, denn Liebe und Haß der Individuen sind Schwächen, welche keinen Einfluß auf mein Geschäftsleben üben, und mit dem Verewigten bin ich nie in anderen als in Geschäftsverbindungen gestanden.« Niemand, fügt er hinzu, habe mehr als er die ausgezeichneten Gaben des Herzens und des Geistes geehrt, die der Freiherr besaß, aber es sei diesem Manne ergangen, wie es in dem Schicksal beweglicher Gemüter liege: »sie überlassen sich leicht und selbst in den wichtigsten Fällen dem Einfluß lediglicher Impressionen, und für sie wird sonach oft der Schein zur Wahrheit, bis die Gewalt der Dinge mit schwerer Hand den Knoten löst« (N P, I, S. 264 f.). Die Überlegenheit des ruhig abwägenden Staatsmannes über seine Gegner kommt deutlicher in den Worten zum Ausdruck: »ich bin vom Hasse frei, denn ich habe immer gefunden, daß meine Feinde im Unrecht waren, et je les ai plaints« (L, S. 18); und sie äußert sich in der Form des Spottes, wenn Metternich

1826 über die Angriffe der Pariser Zeitungen schreibt: Der Haß der Gegner, wie es diese guten Redakteure seien, würde das Glück eines „ambitieux ignoré“ begründen. Da er selbst weder das eine noch das andere sei, so bewundere er die fruchtlosen Anstrengungen solcher Menschen. Am liebsten würde er ihre Dummheiten in seinen österreichischen Blättern abdrucken lassen, wobei er nur gewinnen könnte. Er amüsiere sich über ihr vergebliches Bestreben, ihm Ärger zu bereiten (N P, IV, S. 285 f.).

Man sieht, wieviel Metternich daran liegt, bei seiner Selbstdarstellung die unerschütterliche Gelassenheit des weisen Mannes in den Vordergrund zu rücken. Es muß aber hinzugefügt werden, daß es ihm seine ruhige Art auch tatsächlich gestattet hat, die vornehmste Form der Rache auszukosten: dem in Schwierigkeiten geratenen Feinde gefällig zu sein. So ist ein Brief S t e i n s an Metternich erhalten (25. Januar 1830), in dem jener in beredten Worten seinem Danke („la reconnaissance la plus vive, la plus sincère, la plus constante“) Ausdruck gibt, weil der Fürst, obwohl er mitten in der Trauer über schmerzliche Verluste stand, keine Mühe gescheut hatte, um entstellende Äußerungen eines französischen Memoirenwerkes über Stein nachdrücklich zu dementieren (N P, I, S. 265 f.). Wie der Fürst in solchen Fällen empfand, zeigt ein Brief an Apponyi vom 3. Juni 1831. Der französische Staatsmann und Dichter C h a t e a u b r i a n d, der weder mit Metternich noch mit der Fürstin Lieven gut stand, hatte damals Apponyi mitgeteilt, daß er gern nach Venedig übersiedeln möchte, und Apponyi

hatte das Metternich gemeldet. »Wir haben nichts einzuwenden,« antwortete der Staatskanzler. »... Da Herr von Chateaubriand sich für meinen persönlichen Feind erklärt und bei jeder Gelegenheit dementsprechend gehandelt hat, verlange ich nichts Besseres, als mich an ihm durch Erweisung einer Gefälligkeit zu rächen. Ich werde mich freuen, wenn der Aufenthalt in Venedig ihm den Frieden verschaffen wird, den zu genießen ihm seine Charakterfehler an allen Orten, wo er bisher gewohnt hat, nicht gestattet haben« (V, S. 133).

M u t. — An letzter Stelle sei noch auf das Selbstgefühl hingewiesen, mit dem Metternich von seiner Furchtlosigkeit zu sprechen liebte. Er betonte gern, daß er „du courage" habe, daß er allen persönlichen Gefahren gegenüber gleichgültig sei und daß er nicht Gefahr laufe »an der Krankheit der Furcht« zu sterben (N P, III, S. 469; VIII, S. 157, 423). Von einer stürmischen Fahrt über den Comer See, für die ihm allerdings »die kaiserliche große Barke mit acht tüchtigen Rudern« zur Verfügung stand, versichert er, daß außer ihm wohl kaum einer die Reise auf dem See fortgesetzt haben würde (»Briefe von und an Fr. von Gentz«, Dritter Band, II, S. 190). »Ich bin nicht der Furcht zugänglich,« heißt es in einem Briefe vom Kongreß in Laibach, »ich kenne keine andere als die, mich über das, was gut und recht ist, geirrt zu haben« (bei Metternichs Selbstsicherheit ist wohl anzunehmen, daß er d i e s e Furcht nur — gefürchtet, nicht wirklich erlebt hat). »Eines Tages«, fährt er fort, »stieg ein Dieb oder vielleicht gar ein Mörder zu meinem Fenster herein und stellte sich vor mein

Bett; er glaubte, ich schliefe, ich hatte ihn aber bemerkt. Ich ließ ihn näherkommen, ohne mich zu rühren, hatte aber meine Leintücher derart zurechtgelegt, daß sie mich nicht in Verlegenheit bringen konnten. Ein einziger Satz und ich stand vor ihm, packte ihn, warf ihn zum Fenster hinaus und legte mich wieder nieder. Er oder ich, dachte ich. Das ist Logik, sowohl im Geschäfte als beim Raufen. Dieser Vorfall geschah im Jahre 1811« (III, S. 426 f.). Die Angabe der Jahreszahl verrät, daß es sich nicht nur um eine Parabel handeln soll, sondern um ein wirkliches Erlebnis. Es ist zu hoffen, daß der Fürst wenigstens das Fenster geschlossen hat, ehe er sich wieder niederlegte.

Nach der Ermordung Kotzebues war sich Metternich völlig klar darüber, daß auch ihn der Dolch eines Mörders bedrohen könne. Aber er versicherte, daß er die „coups de poignard" nicht fürchte (III, S. 194). »Mein tägliches Kämpfen geht gegen Ultras jeder Art, bis mich endlich auch der Dolch irgend eines Narren erreicht. Wenn der Kerl mir aber nicht von rückwärts kommt, so kriegt er eine Ohrfeige, an welche er lange denken wird, selbst wenn er mich trifft« (ebenda S. 230). Für den Politiker Metternich ist es übrigens charakteristisch, daß er (ähnlich wie Bismarck in solchen Fällen) bei der Ermordung Kotzebues sofort daran dachte, wie das erschütternde Ereignis[1] auszunutzen sei: „je ne serai pas le dernier à en tirer un bon parti"; »meine Sorge geht

1) Er gesteht bei diesem Anlaß: »ich war so affiziert, daß ich nicht zu Mittag essen konnte« (N P, III, S. 227).

dahin, der Sache die beste Folge zu geben, die möglichste Partie aus ihr zu ziehen, und in dieser Sorge werde ich nicht lau vorgehen« (ebenda S. 194, 227).

Die besondere Art, wie Metternich seinen Mut auffaßte, zeigt sich zum Teil schon in dem ersten Beispiel; es ist nicht die Tapferkeit des wütenden, sondern die des kühl überlegenden und zähen Streiters, die er sich zuschreibt. Er hat das in einem Briefe an die Gräfin Lieven so zum Ausdruck gebracht. »Ich besitze«, schrieb er 1819 aus Florenz, »eine Eigenschaft, die sich bei leidenschaftslosen Menschen nicht immer findet: ich kenne die Furcht nicht und verspüre infolgedessen auch nichts von ihren Wirkungen. Die Gefahr treibt mich zum Handeln an; ich bin niemals stärker als da, wo es gilt, Kraft zu zeigen. Ich bin mitten im stärksten Schlachtengetümmel gewesen; ich hätte mich geschämt, nicht dort zu sein, und ich habe meine Freunde an meiner Seite fallen sehen, ohne zu erschrecken; ich empfand, daß meine Anwesenheit eine Torheit war, aber diese Torheit schien mir von der Art zu sein, die die Seele erhebt, et je ne crains pas de m'élever! Stelle mich in die Domäne meiner Staatsgeschäfte hinein, und Du wirst mich geradeso sehen wie auf dem Schlachtfeld. Ich habe viele Gegner getötet und noch mehr in eine véritable déroute versetzt. ... Ich bleibe Herr meiner Waffen mitten im Kampfgemenge, weil ich ruhig bin; meine Gegner zerstreuen sich, während ich meinen Platz behaupte, sie laufen über das Gelände, und ich weiche nicht vom Fleck, sie verlieren den Atem, et je n'ai pas encore soufflé« (L, S. 256 f.).

Es besteht meines Wissens kein Anlaß, die Furcht-

losigkeit Metternichs zu bezweifeln; sie wird auch durch manche Stellen im Tagebuch der Fürstin Melanie bestätigt. Ganz außer Zweifel aber steht die Tatsache, daß der eitle Mann es auch hierbei nicht unterlassen konnte, sich seines Mutes mit größter Unbefangenheit zu rühmen; eine Erzählung wie die von dem Einbrecher hätte Andreas Gryphius verwerten können.

Viertes Kapitel

Die intellektuelle Selbstschätzung

Der Intellekt im allgemeinen. — Metternich war von der ihn sehr befriedigenden Überzeugung erfüllt, daß er sein eigenes Wesen vollkommen richtig erfasse: „je me connais beaucoup et je m'en sais gré" (L, S. 153). Wenn man dem nicht immer zustimmen kann, so wird es doch schwerlich bestritten werden, daß er ein Recht darauf hatte, auf seinen Verstand stolz zu sein; und wir werden später sehen, daß er auch die besondere Eigenart seiner intellektuellen Begabung im ganzen zutreffend dargestellt hat. Daß sich dabei seine Eitelkeit immer wieder verrät, wird man im voraus erwarten. Nun haben wir schon eine große Anzahl von Äußerungen mitgeteilt, durch die der »geschwollene« Ton seiner Selbstbeurteilungen veranschaulicht wird; damit hängt eine Selbstbeobachtung des Fürsten zusammen, die hier als Vorbemerkung ihren Platz finden mag. Das Wort »geschwollen« ist nämlich keine bloße Metapher; man braucht nicht ein radikaler Vertreter der James-Langeschen Theorie zu sein (wonach die Gemütsbewegungen in ihrer besonderen Abtönung durch Empfindungen aus dem Körperinnern bestimmt werden), um in dem Ausdruck einen Hinweis auf sinnlich bedingte Faktoren des erhöhten Selbstgefühls zu erkennen. In

dieser Hinsicht ist eine Aufzeichnung des Fürsten aus dem Jahre 1820 beachtenswert. »Ich schlafe nicht immer gleich gut,« schreibt er. »Wenn mich ein Gedanke ausschließend beherrscht, wache ich manches Mal auf; oft bleibe ich eine Stunde lang liegen, ohne die Lage zu verändern, und grüble nach; dann fühle ich, was auf mir lastet, und diese Last erscheint mir nicht im Verhältnis zu meinen Kräften. Schwierigkeiten und Verlegenheiten stürmen auf mich ein, bis ich zuletzt eine Stimme höre, die sich gegen alle Hemmnisse in meinem Innern erhebt. Jetzt komme ich mir vor, immer größer zu werden, et je finis par me croire immense. . . . Ermüdet schlafe ich wieder ein und finde in der Frühe beim Erwachen einen ganz fertigen Plan in meinem Kopfe; diesen Plan habe ich nicht erdacht, er ist wie von selbst entstanden« (N P, III, S. 346). Das körperlich bedingte „se croire immense" wird in schwächerem Grade auch sonst die Bewußtseinslage des Prahlenden bestimmen, und darauf scheint der Ausdruck »geschwollen« hinzuweisen.

Wir beschränken uns zunächst auf das Rühmen der Vernunft im allgemeinen. Es findet zum Teil in positiver Form statt. Metternich betont es gern, daß sein ganzes Verhalten unter der Herrschaft der Überlegung steht. „Tout est raison en moi et dans mes calculs" (L, S. 200). Alle seine Maßnahmen suchen die Kraft mit der Vernunft zu vereinigen, „à allier la force à la raison" (N P, V, S. 272). Er fühlt sich in der Rolle »eines Vorkämpfers der Vernunft« (VIII, S. 205). Auch wo er etwas unerwähnt läßt, hat er seine guten Gründe

dafür: er weiß nicht nur, was er sagt, auch sein Schweigen „n'est point à confondre avec le vide de la pensée" (VI, S. 516 f.). Neben solchen positiven Aussagen tritt uns die Eitelkeit auch häufig in der negativen Formulierung entgegen, daß er sich frei von Irrtümern weiß. Daran hat er auch nach dem Zusammenbruch seines Systems festgehalten. So schrieb er aus dem Asyl in Brighton: »Immer mehr bestärke ich mich in der Überzeugung, daß mein Geist nie auf Abwege geriet und mir die richtige Bahn wies. Ich brauche nicht einmal nach Beweisen dafür zu suchen, sie bedecken, wie Unkraut, überall den Boden« (N P, VIII, S. 186). Guizot erzählt in seinen Memoiren von einem Zusammentreffen mit dem gestürzten Staatskanzler. „L'erreur", sagte Metternich mit einem Lächeln, „n'a jamais approché de mon esprit," worauf der Franzose mit feinem Spott erwiderte: »Ich bin glücklicher als Sie gewesen; ich habe mehr als einmal bemerkt, daß ich mich getäuscht hatte« (vgl. L, S. 380).

Es ist nur eine Bestätigung seines intellektuellen Selbstvertrauens, wenn Metternich gelegentlich auch einmal darauf hinweist, daß er unter Umständen eine »Dummheit« begehen könne; denn er meint damit keinen wirklichen Mangel an Einsicht. Als er im Dezember 1818 nach langer Abwesenheit unerwartet zu seiner Familie zurückkehrte und das Schlafzimmer der Töchter betrat, verwechselte er die inzwischen stark gewachsene Leontine mit ihrer älteren Schwester Hermine. „J'ai débuté par une bêtise," schrieb er darüber an die Gräfin Lieven und fügte die charakteristischen Worte hinzu: »Du mußt

Dir nicht einbilden, daß ich niemals Dummheiten mache, mais elles ne sont d'ordinaire que petites“ (L, S. 59). Auch als er in einem Briefe aus Laibach versicherte, er schreibe gewöhnlich am meisten, wenn er das intimste Gefühl seiner »Stupidität« habe (N P, III, S. 429), meinte er damit nur, daß sein Stil unter der notgedrungenen Hast leide, mit der er gewöhnlich arbeiten müsse, auch wenn er sich nicht dazu angeregt fühle.

Der gesunde Menschenverstand. — »Es gibt zwei Arten von Geist,« schreibt Metternich am 1. Februar 1849, »die eine zeigt den Menschen die Dinge so, wie sie wirklich sind, und daher auch die Folgen, welche sie haben müssen; die andere gibt ihnen jene Gestalt, in der man sie gern erblicken möchte. Mir ist die erstere verliehen, und die Leute, auf welche die zweite Bezeichnung paßt, nennen dies ‚das Metternichsche System'« (N P, VIII, S. 207). Von dieser Entgegensetzung aus muß man die Tatsache beurteilen, daß Metternich immer wieder versichert, er besitze nichts weiter als einen gesunden Menschenverstand, er verstehe die Dinge mit der Leichtigkeit, die „le sens commun le plus ordinaire“ verleihe (N P, V, S. 442), und es sei diese bescheidene, aber wirksame Macht, die er bei seinen Entschlüssen zu befragen pflege (VI, S. 408). Er betont das nicht, um auf Schranken seiner Begabung hinzuweisen, sondern darum, weil er als praktischer Staatsmann alle Doktrinen, »Chimären«, Ideologien und »Ismen« ebenso gründlich verachtet wie eine geistreiche, aber der Klarheit und Nüchternheit entbehrende Denk- oder Redeweise. Jeder Freund ist ihm willkommen, schreibt er einmal an Thiers (VIII,

S. 403), aber die „porteurs d'ismes“ dürfen ihm nicht das Haus betreten[1], und der Sozialist Louis Blanc, den er als einen »Mann von Geist« bezeichnet, liefert ihm nur einen neuen Beweis dafür, »daß Geistreichsein eine gefährliche Gabe ist, wenn der Verstand nicht als Gegengewicht dient« (VIII, S. 177). Das sogenannte Metternichsche »System« ist nach seiner Meinung nie etwas anderes gewesen als das Ergebnis des gesunden Menschenverstandes; denn er ist »der geschworene Feind aller Systeme, mit welchem Namen sie sich auch schmücken mögen«; die Art von »Genialität«, wie sie sich in dem poetischen Talent Lamartines und in dem vorgeblichen Humanismus der sozialistischen Schule äußere, habe er sein ganzes Leben hindurch bekämpft (VIII, S. 168). Er selbst ist „tout pratique, tout terre à terre, tout simple“ (L, S. 119).

Suchen wir die Bedeutung, die das Wort „common sense“ für Metternich besitzt, genauer zu bestimmen, so ergeben sich folgende Merkmale. Die grundlegende Eigenschaft bildet die eben erwähnte Einstellung seines Geistes auf das Tatsächliche, auf die das „tout pratique, tout terre à terre“ hinweist. »Gegen Tatbestände«, heißt es in einem Briefe an Prokesch, »muß man nie kämpfen, sondern sie annehmen, und dann bleibt man Herr der Handlungsweise. Meine persönliche Kraft liegt vielleicht in der Achtung dieser Regel« (Prokesch, II, S. 190). Alles

1) N P, VII, S. 366 wird eine sprachpsychologische Erörterung der ihm verhaßten »Ismen« veröffentlicht; jeder Begriff, dem man diese Silben anhängt, werde dadurch in das Parteigetriebe hineingezogen.

Ideologische und Chimärische entfernt sich von dem festen Boden der Wirklichkeit und gilt dem Praktiker für wertlos. Mit dieser Auffassung hängt auch der Begriff des »P o s i t i v e n« zusammen: „les questions positives" sind die einzigen, denen sein inneres Wesen zustrebt (N P, III, S. 304). Andere Staatsmänner legen sich die Begebenheiten so zurecht, wie sie es wünschen. »Derlei Theoretiker sehen das, was nicht existiert, glauben an das Gegenteil von dem, was ist, und wollen die Wahrheit nicht zulassen, welche gegen ihre Hypothesen ankämpft. Da aber nichts positiver ist als Tatsachen und nichts wahrer als die Wahrheit, so platzen die Hypothesen gleich Raketen« (ebenda S. 315). »Ich habe«, schreibt er bei einer anderen Gelegenheit, »nichts gemein, weder im Verstand noch im Temperamente, mit den Kritikern von Geburt. Ich stelle mir die Dinge vor, wie sie sind, und nehme sie, wie sie sind. Hierdurch finde ich Zeit, meinen Geist vor Abwegen zu bewahren, und einen größeren gibt es nicht als den, sich mit Dingen abzugeben, wie sie nicht sind, wie man sie aber gern möchte!« (VII, S. 365 f.). Nur so gewinnt man die u n v e r h ü l l t e Wahrheit („je préfère la vérité toute nue à la vérité couverte d'un voile", V, S. 312), nur so die v o l l s t ä n d i g e Wahrheit („il ne m'est pas donné de prendre pour base d'un raisonnement des notions incomplètes", VI, S. 636).

Metternichs auf das Tatsächliche gerichteter Verstand bleibt aber nicht an Äußerlichkeiten haften; er besitzt die Kraft, a u f d e n G r u n d d e r D i n g e durchzudringen. »Mein Geist strebt stets nach dem Eigentlichen

in den Dingen, nach dem Grunde der Übel; Symptome haben in meinen Augen nur einen belehrenden Wert; ich gleite jedoch leicht über selbe hinweg und folge nur ihrer Spur, weil sie — kalt und gut beobachtet — die besten Wegweiser sind, um sich der Grundwahrheit zu nähern« (N P, IV, S. 235). Hierdurch wird die Klarheit erzielt, ohne die alles geistreiche Gerede wertlos ist. Über eine lange, aber unfruchtbare Auseinandersetzung Capodistrias schreibt Metternich 1820: »Nichts bestärkt mich mehr in der Annahme, daß ich Verstand habe, als jene Gelegenheiten, wo jemand, wie er, geistreich sein will, um seinen Verstand zu beweisen. Für mich ist der wirkliche Geist nur der, der immer klar spricht. Der Geist muß ein Licht ohne Rauch sein. Er erwärmt und belebt alles, was er berührt. Sobald er weder das eine noch das andere tut, ist er von schlechtem Gehalte« (III, S. 352 f.). Die ihm selbst eignende Klarheit stellt der Fürst in einem Schreiben aus dem Jahre 1822 so dar: »Ich weiß, was ich will und was die anderen tun können. Ich bin vollständig gewappnet; mein Degen ist gezogen und meine Feder gespitzt; meine Gedanken sind klar und rein wie eine kristallartige Quelle, während viele Leute heute in trübem Wasser waten« (ebenda S. 511). Für die das Wesen durchleuchtende Klarheit des Gedankens werden ferner die verwickeltsten Dinge einfach. »Alles in der Welt ist nur simple story, und man kann gewiß sein, daß eine Sache um so einfacher ist, je verworrener sie aussieht« (ebenda S. 517). »Mit jedem Tage hat sich mein Geist auf die Beurteilung einfacherer Sätze beschränkt« (ebenda S. 63). Wer die Fähigkeit zur Entwirrung des

Verworrenen besitzt, wird auch die M a c h t haben, alles niederzuwerfen. So gewinnt das Handeln durch die Klarheit und Einfachheit des »gesunden Menschenverstandes« schließlich jenen Charakter erhabener Größe, der zu dem Innenbilde Metternichs gehört: „Mon esprit est tout en lignes droites et en grosses masses; je perce quand je vais en avant et j'écrase quand je tombe" (L, S. 151).

Der so aufgefaßte gesunde Menschenverstand wird sich auch in einer einfachen, klaren und knappen S p r a c h e äußern. Als Metternich 1822 mit dem Russen Tatistscheff verhandelte, der sich dem »alten Fischer« gegenüber »wie ein Aal« benahm, schrieb er: »Ob etwas geschieht oder nicht, wird durch die kurzen Worte Ja oder Nein bestimmt. Ich kenne kein hübscheres Wort als das kleine französische oui und ziehe es dem deutschen Ja vor, wozu man den Mund so aufreißen muß« (N P, III, S. 506). Diese kleine Bemerkung ist kennzeichnend für den Stil, den Metternich als den seiner Natur angemessenen betrachtet. Er hat zwar manchmal zugestanden, daß er wegen der Überhäufung mit Geschäften nicht dazu komme, dem sprachlichen Ausdruck die nötige Sorgfalt zu widmen, und wir wissen, daß er Fr. von Gentz die Durchsicht und Korrektur wichtiger Veröffentlichungen anzuvertrauen pflegte. Aber im ganzen ist er doch mit seinen schriftstellerischen Leistungen sehr zufrieden gewesen. So heißt es in einem Privatbriefe aus dem Jahre 1813: »Sie werden in den Blättern eine Note finden, die ich . . . dem Landammann der Schweiz überreichen ließ, und Sie werden sich überzeugen, daß wir

nicht nur gut zu handeln, sondern auch gut zu sprechen verstehen. Ich habe mich überhaupt seit einiger Zeit mit Europa in eine Konversation eingelassen, und das ist eine recht schwierige Aufgabe. Was mir dabei Vergnügen macht, ist, daß die Sachen aus meiner Feder dem Publikum stets am besten gefallen« (I, S. 261). Dieser Erfolg gründet sich aber nach seiner Meinung auf die Bestimmtheit und Klarheit, die er seiner Sprache (nicht immer mit Recht) zuschreibt. Seine Depeschen sind „l'exposé clair et précis" der zu beurteilenden Lage (VII, S. 347), sie drücken seine Gedanken „dans les termes les plus précis" aus (ebenda S. 383). Er führt in seinen Gedanken die Probleme auf die einfachste begriffliche Fassung zurück (à leurs termes les plus simples); „mais ces termes pèsent le poids d'un monde tout entier" (V, S. 587).

Um ein Beispiel für diese Neigung zu Formulierungen zu geben, die durch ihre Einfachheit und Bestimmtheit einen starken Eindruck machen, führe ich zunächst eine Stelle aus dem Gespräch des Fürsten mit dem Marschall Maison an, das sich auf einen französischen »Panthersprung« bezog: den Entschluß zur Besetzung Anconas, als Antwort auf den Einmarsch österreichischer Truppen in das päpstliche Gebiet (1832). »Wünschen Sie,« sagte Metternich, »daß wir in den päpstlichen Staaten bleiben? In diesem Falle werden Sie richtig gehandelt haben, denn wir werden sicherlich bleiben, bis Sie wieder abgezogen sind. Wollen Sie, daß wir fortgehen? Dann rücken Sie überhaupt nicht ein. Wollen Sie, daß wir wiederkehren? Wir werden es tun, wenn Sie Ihre Trup-

pen ausschiffen, nachdem wir fortgegangen sind« (N P, V, S. 297). Metternichs Stil ist gewiß manchmal pedantisch und umständlich[1]; er kann aber auch über eine schneidende Kürze verfügen, die ihre Wirkung nicht verfehlt.

Metternich war sich dieser Neigung und Fähigkeit wohl bewußt. Als er einmal seiner Tochter Leontine schrieb, für ihn bedeute »Konservieren« soviel wie »Handeln«, während die anderen Mitglieder der Regierung, die ihm hätten beistehen müssen, »die Aufgabe des Konservierens mit Untätigkeit verwechselten« (der Ausdruck »Fortwursteln« war damals noch nicht erfunden), fügte er hinzu: »Du weißt, daß ich stets nach dem suchte, was ich Formeln nenne, das heißt dem passendsten Ausdruck für einen richtigen Gedanken« (N P, VIII, S. 225). Wir haben früher (S. 52) schon auf eine solche »Formel« aufmerksam gemacht: das »souveräne« Volk gleiche einem Unzurechnungsfähigen, der einer Kuratel bedarf. Über das Zusammenarbeiten von Staat und Kirche sagt er: »Vereinigter im Zwecke lassen sich keine Gewalten denken als die kirchliche und die Staatsgewalt. . . . Zerfallen sie untereinander in Streit, so tritt ein Unterschied im Ausgang des Übels ein. Die kirchliche Gewalt wird Märtyrer und die Regierungen werden Revolutionen ernten« (ebenda S. 359 f.). Eine Analogie zu dem berühmten Bilde Bismarcks von der »Vorfrucht« bietet der 1847 an den Großherzog von Toskana geschriebene Satz über die liberale und die radikale Partei in Italien:

---

1) Treitschke nennt seine Briefe und Depeschen »eintönig, salbungsvoll, breit und hochtrabend«.

»Zwischen den Parteien bitte ich Ew. Kaiserliche Hoheit keinen anderen Unterschied zu machen als den, welcher zwischen der Vorrede eines Werkes und dem Werke selbst besteht« (VII, S. 403). Oder er sagt: Vor einer Revolution ist der Liberalismus der Sturmbock (bélier), mit dem der Radikalismus eine Bresche in die gesetzliche Ordnung schlägt, eine Bresche, die es ihm möglich macht, sich des Platzes zu bemächtigen, „en passant sur le corps des libéraux de bonne foi et en accueillant dans ses rangs les peureux et les habiles de la secte libérale" (ebenda S. 551). Von den Oppositionsparteien heißt es, alle Regierungen haben es mit derselben Opposition zu tun, nämlich mit den Menschen, die selbst regieren wollen (VI, S. 31). Über das Zusammenbrechen von Monarchien in einer Revolution sagt er: »Verschwinden Monarchien, so geschieht es, weil sie sich selbst aufgeben« (VII, S. 626). Auch folgender Satz verdient es wohl, in unserer Zeit Beachtung zu finden: »Jene, die etwas besitzen, zugrunde richten, heißt nicht, denen zu Hilfe kommen, die nichts besitzen, sondern das Elend allgemein machen« (VIII, S. 167 f.).

Die Intuition und das Voraussagen. — Wir begannen unsere Darstellung der intellektuellen Selbstschätzung mit einer Aussage Metternichs über sein Nachdenken in schlaflosen Stunden; die angeführte Stelle schloß mit den Worten: »diesen Plan habe ich nicht erdacht, er ist wie von selbst entstanden« (vgl. oben S. 103). Auch ein so berechnender Geist, wie Metternich es war, kennt also das Erlebnis der gleich einer Inspiration wirkenden Einfälle und Impulse, die ohne logische Vermitt-

lung aus dem Unbewußten hervorbrechen. Als Metternich im Oktober 1820 ohne klare Beweggründe auf seiner Reise einen Umweg machte und gerade dadurch früher mit Lebzeltern zusammentraf, der ihm Nachrichten aus Petersburg bringen sollte, schrieb er aus Hollitsch: »Ich habe instinktmäßig einen Umweg gemacht, um hierher zu kommen. Mein Instinkt hat schon oft das, was der Himmel mir an Talent verweigerte[1], ersetzen müssen« (N P, III, S. 349). Über eine nach seiner Ansicht sehr erfolgreiche Reise nach Italien (1817) heißt es in einem Briefe an die Gattin: »Wenn ich jemals bei einer Entscheidung inspiriert war, so war es bei dem Entschluß, hierher zu kommen, und Du warst Zeuge, daß ich ihn in einer Viertelstunde gefaßt habe« (ebenda S. 27). Sein Mißtrauen gegen die Ideologen führt er auf eine angeborene Gabe zurück: »Gott verlieh mir einen Instinkt, der mich die Gaukler sofort ausfindig machen läßt und mich von ihnen fern hält« (VIII, S. 169). Ebenso beurteilt er seine Fähigkeit, das Kommende vorauszusehen. Als er 1847 gewisse Pläne der Franzosen erörterte, die sich auf ein Einrücken in die Schweiz bezogen (eine »Wiederholung von Ankona«), betonte er, daß ihm sein Instinkt, durch einige Worte in einem Bericht des Grafen Apponyi aufgeweckt, schon zehn Tage vorher das Vorgefühl gegeben habe, daß solche Ideen in Paris auf-

1) Diese bescheiden klingende Äußerung wird sogleich durch den darauf folgenden Satz aufgewogen: »Ich habe daher einen Abend und einen Vormittag dabei gewonnen, und einige Stunden gelten in meinem Leben, was bei anderen viele Monate.«

tauchen würden und daß es ihm so möglich geworden sei, der Sache zuvorzukommen (VII, S. 458 f.).

Mit dem letzten Beispiel gelangen wir zu der Art der intellektuellen Begabung, in der Bismarck die wichtigste Eigenschaft eines Politikers erblickte: dem Voraussehen dessen, was die anderen tun werden. Auf den Besitz dieser Fähigkeit[1] ist Metternich ganz besonders stolz gewesen. Schon in seiner Jugend, sagt Treitschke, wollte er alles vorausgesehen und vorausgesagt haben; als er dann auf der Höhe seiner Erfolge stand, habe sich sein Selbstgefühl zu »unermeßlichem Dünkel«, zu einer »wahnsinnigen Selbstberäucherung« gesteigert (»Deutsche Geschichte«, Bd. II, S. 125 f., 533). Man findet in der Tat in Metternichs Schriften zahllose Belege für die selbstgefällige Betonung seiner Prophetengabe; die Versicherung, daß er sich niemals geirrt habe, hängt damit zusammen. Es würde nur ermüdend wirken, wollte man eine größere Anzahl solcher Äußerungen anführen. Als ein Beispiel unter vielen sei die Voraussage des russischen Feldzugs genannt. Im Jahre 1810 hat Metternich, wie er berichtet, nach seiner Rückkehr aus Paris dem Kaiser Franz folgende Sätze vorgetragen: »Im Jahre 1811 wird der materielle Friede auf dem europäischen Kontinente durch eine neue Schilderhebung Napoleons nicht gestört werden. Im Verlauf dieses Jahres wird Napoleon mit verstärkten eigenen Streitkräften seine Bundesgenossen zu einem gegen Rußland gerichteten

1) Nach dem Bericht der Fürstin Metternich-Sándor (a. a. O. S. 20) hat Disraeli diese Gabe des Fürsten anerkannt: »er hatte wahrhaftig die Gabe prophetischer Weisheit«.

Hauptschlage sammeln. Den Feldzug wird Napoleon im Frühjahr 1812 beginnen« (N P, I, S. 116). In einer späteren Denkschrift erinnert er daran und sagt: »meine Berechnungen in dieser Hinsicht sind erfüllt« (II, S. 430). So pflegt er auch sonst zu versichern: „Tout ce que je prévoyais arrive“, »meine Vorahnung war nur zu richtig«, »der Erfolg hat gezeigt, daß mein Gefühl das Richtige getroffen hat«, »alles geht, wie ich es vorausgesagt habe«, „telle est notre opinion, et la marche des événements ne tardera pas à en justifier la valeur“ und so weiter. Man ersieht abermals aus einigen dieser Wendungen, daß Metternich, der im Grunde ein Mann der klarsten Überlegung sein will, doch immer wieder auf das Irrationale hingewiesen wird, das hinter der Ratio steht — eine Tatsache, die die Beachtung des Psychologen verdient.

In diesem Zusammenhang ist Metternichs Interesse für — Nostradamus zu erwähnen, das er auch Gentz gegenüber zum Ausdruck gebracht hat[1]. Am 7. November 1848 schrieb er an seine Tochter aus England: »Unsere Nachrichten aus Wien reichen bis zum 31. Oktober. Nichts, was ich dadurch über die Ereignisse auf dem Kontinent erfahre, überrascht mich; ich finde im Gegenteil, daß die Logik im Gange der Tatsachen und in den Zuständen, welche derselbe hervorbringt, unverkennbar ist. Hätte ich die Rolle eines zweiten Nostradamus zu spielen gehabt, so würde ich in

1) Am 30. Juni 1813 hat ihm Gentz »Abschriften aus dem Nostradamus« zugeschickt (»Briefe von und an Fr. von Gentz«, 3. Band, I, S. 115).

meinen ‚Centurien‘ das niedergelegt haben, was die Ereignisse gewiß nicht Lügen gestraft hätten« (VIII, S. 191). Dabei will er sich, wie es an dieser Stelle heißt, auf die »Logik« stützen; aber der nicht seltene Hinweis auf »Ahnung«, »Gefühl« und »Instinkt« scheint doch zu verraten, daß er sich manchmal dabei den Besitz einer besonderen Gabe zuschreibt. In Hinsicht auf Privatverhältnisse oder überhaupt auf »geringfügige Angelegenheiten« glaubt er nicht »in der Zukunft lesen« zu können; dagegen rühmt er sich, in öffentlichen Dingen »eine ausgedehntere Prophetengabe« zu besitzen (ebenda S. 176 f.). Wenn sich diese auch auf die genaue Angabe der Jahreszeit erstreckt, so gibt er dafür allerdings wieder rein erfahrungsmäßige Gründe an. So heißt es in dem zuletzt angeführten Briefe (1. September 1848): »Ich glaube Dir schon vor längerer Zeit geschrieben zu haben, der September werde ein bedeutungsvoller Monat sein. Du wirst sehen, daß ich Recht behalte. Heute gehe ich einen Schritt weiter und behaupte, der Monat März 1849 werde noch wichtigere Ereignisse bringen.« Bald darauf gibt er, nachdem die Voraussage für den September eingetroffen war, eine Erklärung, die sich nur auf die »ruhige Beobachtung der irdischen Dinge« stützt. Diese habe ihn gelehrt, daß es zwei »aktive« und zwei »passive« Jahreszeiten gebe, »oder wenn man lieber will, daß die Dinge im Frühling und Herbst vorwärtsgehen, im Sommer und Winter aber ruhen«. »Dies entspringt aus natürlichen Ursachen, den einzigen, die niemals ihre Macht verlieren. Die Geister treten im Frühling gleich den Bäumen . . . in Saft. Sie werden tätig, teils im Guten, teils im Bösen — beide

Richtungen müssen Folgen haben, die im Herbst zusammengefaßt werden, um den Winter zu überstehen — die tote Jahreszeit, welche von den im Laufe des Jahres gesammelten Vorräten lebt« (ebenda S. 184 f.)[1].

Aus allen diesen Äußerungen gewinnt man den Eindruck, daß Metternich im ganzen bestrebt ist, seine Einsichten, seine Entschlüsse und auch seine Prophetengabe auf kühle Beobachtung und logische Folgerichtigkeit zurückzuführen (wie das seiner nüchternen Geistesart ja durchaus entspricht), daß aber in diese Auffassung doch auch häufig das Bewußtsein hineinspielt, vieles nicht dem »diskursiven« Denken, sondern dem unmittelbaren Erfassen durch Ahnung, Gefühl, Instinkt oder Intuition zu verdanken. So ist selbst dem ausgeprägten Verstandesmenschen das »Daimonion« nicht völlig fremd. Was sein Selbstgefühl betrifft, so hat er vermutlich aus beiden Auffassungen die Überzeugung geschöpft, daß er eine außergewöhnliche Begabung besitze.

Der Umfang der Interessen. — Metternich wollte keineswegs bloß ein bedeutender Politiker sein; er legte Wert darauf, den größeren Umfang seiner geistigen Interessen zu betonen. Wenn Bismarck sich immer wieder aus dem Kampf der Öffentlichkeit nach dem ländlichen Frieden sehnte (ein Gefühl, das übrigens auch Metternich nicht fremd war), so fand der österreichische Staatskanzler in der theoretischen und kontemplativen Geisteshaltung eine ihm unentbehrliche Ergänzung seines praktischen Berufslebens.

---

1) Vgl. Prokesch, II, S. 387.

Die Stimmung des Weisen, der den Menschen und ihren Schwächen mit »einer ruhigen, vor allem leidenschaftslosen Beobachtung« (N P, VIII, S. 380) gegenübersteht, ist ihm vertraut und sympathisch gewesen. Als er aus seinem Exil in England schrieb, er lebe mitten in der großen Welt, ohne sie aufsuchen zu müssen, und er danke Gott, daß er es ihm gestattet habe, von der Bühne abzutreten und sich unter die Zuschauer zu mischen (ebenda S. 155), versicherte er, daß das nicht nur seinem jetzigen Alter entspreche, sondern den Neigungen seines ganzen Lebens.

Die theoretische Geisteshaltung des Fürsten offenbart sich, abgesehen von seiner Neigung, Maximen des Handelns aufzustellen[1], besonders deutlich in seinem lebhaften und dauernden Interesse für die Naturwissenschaften. In der schon früher erwähnten Aufzeichnung des Grafen Prokesch-Osten wird hervorgehoben, daß Metternich, der den Umgang mit Männern der Wissenschaft stets geliebt und gesucht habe, trotz aller beruflichen Arbeit die Muße fand, »auf der Höhe des Wissens der Zeit zu bleiben, in einer für die, die ihn näher kannten, kaum begreiflichen Weise«. Über eine Gesellschaft, zu der er hauptsächlich Gelehrte eingeladen hatte (1832), schrieb die Fürstin Melanie in ihr Tagebuch: »Clemens war mit seiner Soirée zufrieden; die Gelehrten finden ihn nicht nur liebenswürdig, sondern auch außerordentlich vielseitig und gründlich unterrichtet,

1) Vgl. Eduard Sprangers Schilderung des »theoretischen Menschen« in seinem Werke über die »Lebensformen« (1921, S. 123 f.).

und dies macht ihm Vergnügen und unterhält ihn« (N P, V, S. 242). Von seinem Verkehr mit bedeutenden Forschern gibt ein Brief an Liebig aus dem Jahre 1843 ein Bild, der im sechsten Band der »Nachgelassenen Papiere« (S. 626 Anm.) abgedruckt ist. Er rühmt Liebigs Verdienst, eine junge Wissenschaft auf ein altes, aber verwahrlostes praktisches Gebiet angewendet zu haben, und versichert ihm, er werde jede Gelegenheit, seine Bestrebungen zu fördern, »mit wahrem Genusse« ergreifen. Über sich selbst sagt er: »Wenn ich Ihnen während Ihres letzten, nur zu kurzen Aufenthaltes zu Wien den Eindruck eines auf dem szientifischen, von Ihnen so erfolgreich ausgebeuteten Felde nicht vollständig Unbewanderten machte, so haben Sie sich hierin nicht geirrt. Die Naturwissenschaften haben eine bedeutende Rolle in meinem langen, dem Namen nach in einer von denselben so verschiedenen Richtung verbrachten Leben gespielt. Ich habe sie stets parallel mit den Werken meines Berufes gepflegt und weit mehr Zusammenhang in den Richtungen gefunden, als es viele derer ahnen, welche dieselben vereinzelt verfolgen.«

In einem Schreiben vom 17. Februar 1820 hat der Fürst eine hübsche Schilderung seiner Bibliothek im Wiener Staatskanzleigebäude gegeben, aus der das ganze Behagen des Bücherbesitzers und Sammlers spricht. »Weil ich gerade von der Sonne rede, so können Sie sich keinen Begriff machen, wie schön meine Gemächer sind, wenn die Sonne hineinscheint ... Ich habe eine geräumige Antichambre, einen großen Saal, worin die Leute, die mich zu sprechen wünschen, warten; daran

stößt meine Bibliothek, ein herrliches Gemach. Es enthält in seiner ganzen Höhe nur Bücher in schönen offenen Mahagonischränken. Da der Bibliotheksaal etwa achtzehn Fuß hoch ist, so faßt meine Bibliothek nahezu fünfzehntausend Bände, ohne danach auszusehen ... Dann kommt mein Arbeitskabinett, ein schönes, großes Zimmer mit drei Fenstern ... Dieses Kabinett ist voll von Kunstwerken, Bildern, Büsten, Bronzearbeiten, einigen astronomischen Stehuhren und allerhand Instrumenten. Denn die seltenen Stunden der Muße weihe ich gern den Wissenschaften; es sind zwar Stunden, die für das Geschäft verloren gehen, aber fürs Leben sind sie ein Gewinn« (N P, III, S. 317).

Das Selbstgefühl Metternichs verrät sich dabei am deutlichsten, wenn er auf seine medizinischen Kenntnisse zu sprechen kommt. Als sein Sohn 1819 bedenklich erkrankt war, schrieb er der Gräfin Lieven: »Du kennst mich zu wenig, um zu wissen, daß ich selbst nahezu ein Arzt bin. Seit meiner frühesten Jugend hatte ich eine ausgesprochene Neigung für die Naturwissenschaften, und während meiner Universitätsjahre[1] habe ich neben meinen anderen Studien den größten Teil derjenigen absolviert, die einen Mediziner bilden. Ich habe jede Regung des Ekels überwunden und bin in den Hospitälern und Anatomiesälen zu Hause gewesen. Nur aus Mangel an Zeit habe ich dieses Studium aufgegeben ... Im übrigen weiß ich gerade genug davon, um von der

1) Hierbei handelt es sich wohl hauptsächlich um die Studien, denen sich Metternich nach seiner Verheiratung in Wien gewidmet hat.

gewöhnlichen Manie des Amateurs, sich selbst ein wenig in die Praxis einzumischen, frei zu sein ... Doch bleiben mir genug Erinnerungen — und ich habe auch Sorge getragen, sie aufzufrischen —, pour ètre très bon juge« (L, S. 225). In der Tat liebte es der Fürst, sich sehr bestimmt über die Natur und den Verlauf von Krankheiten auszusprechen. So hat er seinem an Gicht leidenden Freunde Gentz manchen medizinischen Ratschlag gegeben[1], und als dessen Ende kam, rühmte er sich, es schon lange vorausgesehen zu haben. »Sein wahres Leiden«, schrieb er an Prokesch, »war eine gänzliche Erschöpfung der Lebenskräfte« (infolge einer »romantischen Liebe« des alten Mannes). »Endlich trat vor beiläufig sechs Wochen das letzte, entscheidende Symptom bei Gentz ein: an einem Tage, wo er besonders traurig gestimmt war, vertraute er dem Grafen Münch, daß seine Gefühle für F. (seine Geliebte) gänzlich erloschen seien ... Als mir Münch die Anekdote erzählte, machte ich die Ärzte unverzüglich auf das herannahende Ende aufmerksam, und meine Prognose hat sich nur zu bald bestätigt« (Prokesch-Osten, II, S. 118).

Die vorhin angeführte Schilderung des Bibliotheksaales geht von der Freude an der Sonne aus und weist nicht nur auf die gelehrten, sondern auch auf die ästhetischen Interessen des Staatskanzlers hin. Seine Liebe zur Natur kommt sehr häufig zum Ausdruck, steht aber im ganzen mit unserem Hauptthema kaum in

1) Vgl. »Briefe von und an Fr. von Gentz«, 3. Band, II, S. 179 und die Bestätigung von Metternichs Urteil durch den Mediziner Türkheim (ebenda S. 181).

engerem Zusammenhang. Doch bricht auch hierbei zu-
weilen etwas von der Selbstzufriedenheit Metternichs
durch. Wenn er zum Beispiel davon spricht, wie sehr er
überall, besonders aber im schönen Süden, das Licht und
die Wärme der Sonne genießt, so findet er, daß er selbst
etwas von der Natur des Palmbaums habe (N P, III,
S. 208). Er ist »ein Kind des Lichts«: wenn man ihn einen
Obskuranten nennt, so kann das nicht materiell genom-
men werden; er möchte »immer im Brennpunkte des
Lichtes stehen, das Licht mit allen Poren einsaugen und
behalten« (ebenda S. 431). »Ich habe«, schreibt er im
Februar 1820 aus Wien, »wahrlich Hunger und Durst
nach meinem Garten auf dem Rennweg; seit einem
langen Monat konnte ich ihn nicht besuchen. Meine Zim-
mer sind zwar voll der schönsten Blumen aus meinen
Glashäusern, aber das ist nicht das einzige, was mich
reizt. Ich brauche Luft und Sonne. Ich bin ein Kind des
Lichtes und brauche blendendes Licht, um leben zu kön-
nen. Wahrhaft schlechte Leute haben
kein solches Bedürfnis« (ebenda S. 319). —
Es sei übrigens in diesem Zusammenhange betont, daß
ich Treitschkes spöttische Bemerkung, die Briefe
Metternichs aus Italien machten den Eindruck, »als ob
ein wißbegieriger Kaufmannsdiener sie geschrieben und
der selige Baron Münchhausen einige historisch-statistische
Berichtigungen hinzugefügt hätte« (»Deutsche Geschichte«,
II, S. 532), für reichlich ungerecht halte. Gewiß gibt es
viel bedeutendere Schilderungen Italiens; aber die
Briefe Metternichs scheinen mir trotz der ihm eigenen
Sprödigkeit des Ausdrucks eine etwas günstigere Be-

urteilung zu verdienen, und manche seiner »Formeln«, wie zum Beispiel die, daß der Golf von Neapel eine Verbindung des Gewaltigen und Graziösen darstelle („Tout y est sur une échelle immense et gracieuse“, ebenda S. 196), verraten einen feinen und scharfen Blick für das Wesentliche.

Daß Metternich den Künsten gegenüber ein starkes Interesse besaß, beweisen seine reichen Sammlungen und seine engen Beziehungen zur Wiener Akademie. Von der Sicherheit seines Geschmacksurteils war er überzeugt; als er für die kaiserlichen Herrschaften hübsche Gegenstände aus Porzellan ausgewählt hatte, schrieb er befriedigt, daß man »entzückt von seinem guten Geschmack« gewesen sei (NP, VI, S. 63). Die damals noch bestehende, jetzt wieder aufgelebte »schöne Gartenkunst« hat er sehr geliebt, und wir haben schon eine Äußerung erwähnt (S. 81), aus der hervorgeht, daß er sich bei der Anlage eines Parks selbst ein wenig als Künstler fühlte. In München fand er 1837 neben seinen Berufsgeschäften die Zeit, um die neue Malweise der von Ludwig I. berufenen Künstler kennen zu lernen. Welcher Eifer ihn dabei erfüllte, zeigt die Briefstelle: »Ich bin zwischen gestern und heute in den Kirchen mindestens fünf- bis sechstausend Stufen hinaufgestiegen, um die Fresken zu betrachten; ich bin auf zwanzig Malergerüste geklettert, ohne die gewöhnlichen Treppen zu rechnen« (VI, S. 196). Kaulbachs Hunnenschlacht rühmt er besonders; er gibt dem Besitzer des in Grisaille entworfenen Bildes recht, wenn dieser es nicht farbig ausführen lassen wollte, weil es dadurch an Schönheit ver-

lieren könnte (ebenda, S. 195 f.). Dabei kann der sonst so kühle Mann gerade wie beim Hören schöner Musik bis zu Tränen gerührt werden. Die Fürstin Melanie erzählt in ihrem Tagebuche (V, S. 425 f.), wie ihr der Gemahl im Juli 1833 die den Triumph Christi darstellenden Federzeichnungen Führichs (für dessen Ausbildung Metternich gesorgt hatte) nach Hause brachte und erklärte. Die Bilder, schreibt Melanie, sind ergreifend, »noch rührender aber ist der Eindruck, den dies auf Clemens machte — denn er war von der Gedankentiefe und dem Streben dieses jungen Künstlers so durchdrungen, daß seine Augen sich mit Tränen füllten, als er jede Gestalt erklären wollte«.

Besonders stolz war Metternich auf seine musikalische Begabung. Er spielte die Violine und hat häufig mit Kaiser Franz musiziert; als junger Mann hat er sogar bei einer Liebhaberaufführung in Rastatt (1798) eine Symphonie dirigiert und in einem Quartett mitgespielt, das, wie er erzählt, so gut ausgefallen war, daß nachher alle Welt davon sprach (I, S. 362). Am 6. September 1824 schrieb er aus Wien: »Wien ist einsam und öde. Außer dem diplomatischen Korps ist niemand in der Stadt. Meine einzige Zuflucht ist die Oper, die nichts zu wünschen übrig läßt. Man findet da Leistungen, welche die echten Kenner wahrhaft entzücken. Ich wenigstens finde mich oft hingerissen ... Ich fürchte, daß wenig Leute imstande sind, solchen Genuß zu empfinden; es ist mehr als bloße Lust und käme der Glückseligkeit nahe, wenn es das rein moralische Gebiet beträfe« (IV, S. 110). Als er 1822 den Sänger David

in der »Zelmira« gehört hatte, rühmte er sein vollkommenes Spiel und seine unvergleichliche Methode, um dann mit dem echt Metternichschen Satze zu schließen: »es gibt wenig Sachen in dieser Welt, die ich mir so zu beurteilen zutraute« (III, S. 508).

Das Fehlen der Phantasie. — Bei dem Ausdruck »Intelligenz« wird man in erster Linie an die Fähigkeit denken, die Zusammenhänge des Bedeutens und Geltens, die in unseren Begriffen und Urteilen Gestalt gewinnen, sowohl selbständig aufzufinden als auch rezeptiv zu verstehen. Aber keine seelische Betätigung spielt sich isoliert ab; und so ist auch das, was man als »Phantasie« bezeichnet, für die Äußerungen der Intelligenz von unverkennbarer Bedeutung. Was ist aber unter Phantasie zu verstehen?

Wollten wir es versuchen, diese Frage vollständig zu beantworten, so würden wir uns in große Schwierigkeiten verwickeln. Für unsere Zwecke genügt es, zunächst darauf hinzuweisen, daß sich der Ausdruck Phantasie dem Wortlaut nach auf die anschaulichen Bilder bezieht, die in unserer Seele auftreten, und zwar weniger auf die eigentlichen Erinnerungsbilder als auf die freieren Imaginationen, die sich nicht auf ein bestimmtes Sinneserlebnis beziehen und daher in ihrer Eigenart und in ihren Verbindungen von dem sinnlich Erlebten stärker abweichen können als jene. Von da aus entwickeln sich zwei verschiedene Beziehungen zur Intelligenz, auf die wir uns beschränken können. Ein mit Phantasie begabter Mensch wird bei seinen Denkprozessen und infolgedessen auch bei der sprachlichen Formulierung seiner Gedanken

in höherem Maße als die abstrakt denkenden, »prosaischen« Naturen durch das gefühlsreiche Erleben solcher anschaulichen Bilder beeinflußt sein. Dazu kommt aber noch etwas anderes. Wir alle sind mit der Tatsache vertraut, daß wir in dem »unkritischen« Zustand des Traumes bloße Phantasmen für etwas Wirkliches hinnehmen. Der phantasievolle Mensch mit seinen lebhaften Vorstellungsbildern wird auch im Wachen die Neigung haben, seine Phantasiegebilde für etwas der Wirklichkeit Entsprechendes zu halten. Wenn diese Neigung das Denken beeinflußt, so sagt man, ein solcher Mensch sei »Illusionen« zugänglich.

Wenn nun Metternich gern davon spricht, daß er sich von dem Fehler einer »erhitzten Einbildungskraft« frei fühle (N P, I, S. 54), daß sein Geist im Unterschied von »den zahlreichen Tagespoeten« eine »ganz prosaische Haltung« besitze (VIII, S. 231), daß er völlig „terre à terre" bleibe (L, S. 119), daß er „d'une nature plus prosaïque que poétique" sei (V, S. 289), daß er bei den Welthändeln fern von allem poetischen Schwung »auf dem Felde der prosaischen Erkenntnis« verharre (VIII, S. 516)[1], so handelt es sich, wie wir schon in dem Abschnitt über den »gesunden Menschenverstand« hervorgehoben haben, nicht um die Einräumung eines Mangels, sondern um die selbstzufriedene Betonung der ungetrübten positiven Kraft seines Verstandes, der trügerischen Illusionen nicht zugänglich ist. Er findet, daß seine »persönliche Kraft« in dem »kalten Anschauen der

1) »In ihm überwog der nüchterne Verstand die Phantasie«, urteilt H. von Srbik (»Meister der Politik«, 1922, II, S. 362).

Dinge« und dem ihm angeborenen »ruhigen Blick« liege (Prokesch, II, S. 190). Er legt Wert darauf, niemals ein »Phantast« gewesen zu sein (I, S. 207). Er gehört nicht zu der Klasse von Menschen, „qui cherchent midi à quatorze heures" (V, S. 475). Die Versicherung, daß er »der Illusionen am wenigsten zugängliche Mensch« sei (L, S. 17), kehrt immer wieder. Gegenüber den »Phantasmagorien«, »Gespenstern«, »Ismen« und »Tümlern« (nach »Deutsch t u m«, »Preußen t u m«)[1], die sich von dem Boden der Realität entfernen, findet er nichts in seiner Seele, was der Illusion gleichen würde (III, S. 469). Daher liebt er es auch, in den Begleitschreiben zu seinen Denkschriften und Instruktionen zu betonen, daß sie ein völlig reines Bild der Wirklichkeit, „la stricte vérité" (V, S. 115), »eine von jeder Selbsttäuschung, jedem Vorurteil ferne Übersicht« des Standes der Dinge (II, S. 406) bieten. So sagt er zum Beispiel über seine Darlegung der italienischen Verhältnisse (1817): »Daß meine Hauptarbeit, ganz der Wahrheit gemäß, das treueste Gemälde des heutigen Standes der Dinge in Italien enthalte, hierfür bürge ich« (III, S. 91)[2].

Als bloßes Phantasiegebilde erscheint dem österreichischen Politiker auch der Gedanke an die Einheit Italiens

---

1) Vgl. Prokesch, a. a. O. II, S. 356.

2) In den Briefen an Prokesch (Prokesch, II, S. 205) findet sich ein interessantes Urteil über die Franzosen: »Es ist nur e i n Volk, welches nie seine Träumereien bis ins Blinde treibt, und dieses Volk ist das französische. Wenn der Franzose zu träumen scheint, so steckt ihm stets ein Vorteil im Hintergrunde. ... Jeder Franzose ist in seinem eigenen Sinne ein Welteroberer.«

und die Idee des deutschen Bundesstaates. Das deutsche Problem ist nach der Überzeugung Metternichs, die er im November 1849 in seinen recht interessanten Briefen an Prokesch entwickelt hat, nur auf zwei Wegen zu einer wirklichen Lösung zu bringen: entweder die volle Einheit unter Mediatisierung der Fürsten und der Freien Städte oder aber ein Staatenbund. Diejenige Lösung, die nicht lange darauf ein größerer Staatsmann durchgeführt hat, gehört für ihn in jenes »Gebiet der Romantik«, in das er sich nie verirrt hat. Der deutsche Bundesstaat ist ihm »ein Spuk, ein keinen Körper bietendes Gespenst, ein leerer Ton ohne einer anderen möglichen Anwendbarkeit als zu der einer Larve zum Behufe der Eroberungsgelüste des Preußentums« (Prokesch, II, S. 334—336).

Das eben angeführte Wortgefüge, das durch die gehäuften bildlichen Wendungen fast auseinandergesprengt wird, gibt noch zu einer weiteren Bemerkung Anlaß. So sehr Metternich grundsätzlich auf den nüchternen und einfachen Ausdruck der Gedanken Wert legte, so stark war doch sein Bedürfnis, Metaphern zu gebrauchen; und obwohl er es meines Wissens nirgends ausdrücklich gesagt hat, wird man es kaum bezweifeln, daß er auf die Verwendung dieses Schmuckmittels der Rede stolz gewesen ist. Dennoch bleibt er auch hier im Recht, wenn er die prosaische, von allem »poetischen Schwung« entfernte Art seines Denkens hervorhebt. Denn seine Metaphern (und Gleichnisse) wirken, um einen Ausdruck H. Heußlers anzuwenden, der sich auf den Stil Bacons bezieht, »exquisit prosaisch«. Treitschke hat die hier zu besprechende

Eigentümlichkeit des Metternichschen Stils mit überlegenem Spott gegeißelt. »Metternichs Phantasie«, sagt er (»Deutsche Geschichte«, III, S. 153 f.), »hatte nur fünf Metaphern in ihrem Vermögen, welche sich allgesamt auf die Revolutionsgefahr bezogen und der diplomatischen Welt bereits geläufig waren: den Vulkan, die Pest, den Krebsschaden, die Wasserflut und die Feuersbrunst.« Mit dem »nur fünf« ist nun Treitschke zweifellos im Unrecht[1], denn die Sprache Metternichs wimmelt geradezu von Metaphern, die er mit sichtlichem Behagen, aber freilich nicht immer mit Glück anwendet. Wir haben schon früher (S. 80) den »gezückten Dolch« der Revolutionäre erwähnt, der über die Hauptstadt »einen dunklen Schleier« verbreitete. Ich greife ein paar weitere Beispiele aus den Briefen an Prokesch heraus. Über die »Insurrektion in Candia« (1841) sagt er: »Die Geschichte von Kreta ist die offene Wunde des Tages und hat in meinen Augen den vollen Wert einer lebendigen Gefahr« (Prokesch, II, S. 219). Gleich darauf heißt es über dasselbe Ereignis, es stehe mit der Sache wie mit vielen anderen in unserer bewegten Zeit: »unter der Außenseite irgendeines moralischen oder materiellen Interesses ist der Kern der Frucht faul und voll gefährlichen Giftes«. In einem späteren Briefe wird Athen als eine politische Kloake bezeichnet, in der die verschiedenartigsten Elemente in steter Gärung seien; das wenig appetitliche Bild hindert Metternich nicht, sofort von den vielen Köchen zu sprechen, welche diese Suppe versalzen (S. 230). Prokesch

1) Treitschke selbst fügt übrigens im vierten Band, S. 336 und 521, noch zwei weitere Metaphern für die Revolution hinzu.

wird aufgefordert: »Stellen Sie sich rund in der Form an die Spitze des zu machenden Schrittes« (S. 231). Die »unverdaute« Gestaltung Griechenlands ist ein Kampfplatz für Abenteurer (S. 287). »Frankreich, dieser große, stets kochende Vulkan, wird zum Schlagen gelangen« (S. 376). Die »preußisch-teutonische Gestaltung« lockert sich, »wie dies den Dünsten eigen ist, wenn sie sich in Körper verwandeln« (S. 375).

Es wäre ungerecht, wenn man dem Nachweis solcher »Kathederblüten« nicht die Feststellung folgen ließe, daß Metternich seine Bilder auch häufig konsequent durchzuführen versteht. Wenn er zum Beispiel nach seiner Übersiedlung von England nach Belgien 1849 an Prokesch über seinen Einfluß auf die englische Presse schreibt: »das Band ist nicht zerrissen, aber durch meine Entfernung gedehnt, und die langen Fäden bieten nicht die Kraft der kürzeren« (Prokesch, II, S. 329), oder wenn er sagt: »ich stehe hier wie die Männer, welche Astronomen heißen und Recht haben, wenn sie vom Observatorium nicht auf die Gasse herabsteigen« (S. 383), so ist daran wohl kaum etwas auszusetzen. Aber man spricht nicht umsonst von »Kathederblüten«; wenn ein nüchterner Denker, dem das Dozieren näher liegt als die Stimmung und Einstellung des Dichters, den gewaltigen Metaphernschatz der »für uns dichtenden« Sprache ausnutzt, aus dem ihm mühelos die bloßen Wortassoziationen zuströmen, so ist das etwas anderes, als wenn ein Poet sich mit tiefem Gefühl in den Zauber der Bilder versenkt, die in der Kraft lebendiger Anschauung vor seiner Seele schweben. Er wird, weil ihm dieses Sicheinfühlen man-

gelt, leicht »aus dem Bilde fallen«, die Metaphern geschmacklos häufen und das einzelne Bild selbst durch die prosaischen Redewendungen, denen er es einfügt, um seine künstlerische Wirkung bringen. Auch das zuletzt Gesagte trifft für Metternich zu; ich verweise auf die »Larve«, hinter der sich Preußens Eroberungsgelüste verstecken: »ohne einer anderen möglichen Anwendbarkeit als zu der einer Larve zum Behufe der Eroberungsgelüste« und so weiter.

W i t z u n d H u m o r. — Wenn Metternich die Phantasie einer künstlerisch veranlagten Natur fehlte, so vereinigte er dafür in seinem Wesen die Bedingungen, aus denen sich ein spöttisch gefärbter Humor entwickeln konnte: einen beobachtenden Verstand, das unbedingte Gefühl der Überlegenheit und ein heiteres Temperament. Die oft als Leichtsinn gescholtene Heiterkeit des Sanguinikers, die dem Betrachter auf dem Gemälde von Lawrence sehr deutlich entgegentritt, wird auch in dem Tagebuch der Fürstin Melanie hervorgehoben; wie er leicht zu Tränen gerührt wurde, so war er anderseits dem Scherz und einer harmlosen Lustigkeit zugeneigt. Als er einmal von schweren politischen Sorgen gequält war, schrieb seine Gattin in ihr Tagebuch: »Gott erhalte ihm seinen jugendlichen Geist und seinen heiteren Sinn, dessen er bedarf, um zu leben und zu arbeiten« (N P, VI, S. 120).

Daß Metternich nicht immer der feierliche Pedant war, der den Eindruck majestätischer Größe zu erzielen suchte, sondern sich auch als ein brillanter, durch Witz und Humor ausgezeichneter Gesellschafter zu geben wußte, ist

aus den Schilderungen seiner Zeitgenossen[1], aber auch aus vielen seiner Briefe zu entnehmen. Auch dieses zu betonen, ist eine Forderung der Gerechtigkeit; denn in unseren Darlegungen ist doch wohl überwiegend die andere Seite seines Wesens ans Licht gerückt worden. Lacombe charakterisiert ihn als „ironique et bienveillant, grave et frivole, alliant à l'autorité des sentences le charme des anecdotes" (vgl. L, XIX). Natürlich ist sich der Fürst dieser Vorzüge bewußt gewesen. So beschreibt er einmal der Gräfin Lieven die langweiligen Teegesellschaften während der Anwesenheit des russischen Kaisers in Wien (Dezember 1818) und sagt dazu mit nachlässiger Selbstgefälligkeit: »manchmal mische auch ich mich in die Konversation; wenn ich bemerke, daß der Schlaf alles zu überwältigen droht, je lâche un mot; sehe ich dann, daß ich meinen Zweck erreicht habe, so ziehe ich mich zurück und überlasse mich meinen Gedanken« (L, S. 66). Und von einem Gespräch mit dem König von Preußen in Teplitz (1837) erzählt er, daß ihn der König bei jedem Satze, der ihm wohlgefiel, um eine Prise Tabak gebeten habe, „ce qui fait que je suis rentré ma boite vide" (N P, VI, S. 200).

Dabei kann man freilich, soviel wenigstens aus den überlieferten Aufzeichnungen zu ersehen ist, kaum behaupten, daß Metternichs Geist im Gebiete des eigentlichen Witzes besonders geglänzt habe. Einmal schreibt er ganz hübsch über Leute, die, »um zugleich in England und anderswo zu verweilen, eine Doppelnatur haben

1) Graf de la Garde nennt Metternich »einen der besten Erzähler« seiner Zeit (»Gemälde des Wiener Kongresses«, 1912, II, S. 247).

müssen, was mich um so mehr überrascht, als mir einige unter ihnen mehr zur Einfalt hinzuneigen scheinen« (N P, VIII, S. 175). Auch kleine Anzüglichkeiten hat er nicht immer verschmäht. So, wenn er der Gräfin Lieven von einem seiner Vorfahren erzählt, der in einer Schlacht das eine Bein ganz und das andere zur Hälfte eingebüßt hatte und auf diesen Verlust hin seiner reichen Braut die Freiheit zurückgab, was diese aber, da sie ihn wirklich liebte, nicht annahm. Das Blut der guten Frau, bemerkte der Fürst, fließe in seinen Adern, „et je bénis le ciel que l'amputation du brave grand-papa n'ait pas dépassé les jambes, car tout l'amour de la fiancée n'eût pas suffi pour le bien de sa postérité" (L, S. 156). Aber im ganzen gewinnt man aus seinen Briefen kaum den Eindruck eines besonders schlagkräftigen Witzes.

Mit größerem Erfolg offenbart sich dagegen der Humor des Fürsten in den Formen des Spottes. Manchmal, so besonders in den Briefen, die er aus seinem englischen Exil aus geschrieben hat, gewinnt sein Spott den Charakter einer bitteren Ironie, aber sonst äußert er sich überwiegend in harmlos heiteren Wendungen, die ihn von seiner liebenswürdigen Seite zeigen. — Da es sich hier nur um einige ergänzende Schlußbemerkungen zu unserer Schilderung seiner Intelligenz handelt, möge ein einziges Beispiel genügen[1], das zugleich den Beweis bringt, daß es auch in früheren Zeiten nicht an »Kunstgreueln« gefehlt hat.

Im Mai 1820 wohnte Metternich in dem Prager

---

1) Man vergleiche auch die S. 75 f. angeführten Stellen.

Palais des Fürsten von Fürstenberg, das für den jung-vermählten Besitzer in dessen Abwesenheit von einem eifrigen Intendanten ganz neu eingerichtet worden war. Der Intendant hatte dabei völlig freie Hand gehabt und hoffte, seine Herrschaft durch die Fülle seiner Ideen auf das Angenehmste zu überraschen. Als Metternich die Dekorierung der zahllosen Gemächer sah, wußte er nicht, was er für ein Gesicht machen sollte. »Alle Skulpturen, Malereien, Möbel, Tapezierer- und sonstige Arbeiten glotzen den Beschauer an, als wären es Phantasiegebilde eines schweren Fieberkranken.« »Die zwei Betten des Schlafzimmers, drapiertes Muschel- und Grottenwerk vorstellend, worauf faustdicke Eidechsen, Kröten und Fledermäuse aus vergoldetem Holze angebracht sind, stehen in einer Alkove, an deren Eingang eine Lampe hängt in der Gestalt einer kolossalen Eule, die einen Globus aus Seidenflor trägt. Sobald man den Globus verdeckt, scheint das Licht aus den Augen der Eule her-aus.« »Der Intendant wollte mich durchaus dieser Eule gegenüber schlafen legen; ich versicherte ihn, daß ich mir nie erlauben würde, das Ehebett Ihrer Durchlauchten als Erster zu entweihen, zog mich daher in ein Zimmer zurück, wo es weder Eulen noch Amore gab. Kaum war ich in diesem Zimmer allein, als eine Uhr zu schlagen anfing, die so viel Lärm machte wie eine Kirchenglocke. Ich stand auf, um diese Uhr zu suchen, aber vergebens; zuletzt fand ich ein ganz kleines Bild, das Innere eines Dorfes vorstellend, mit einer Kirche, auf deren Turm eine Uhr angebracht war, welche so stark schlug, daß man sie vier Häuser weit hören konnte. Da ich meine Nacht-

ruhe nicht gestört wissen wollte, ließ ich das unglückliche Bild herunternehmen und wegtragen. Ich legte mich nieder, als gerade um Mitternacht ein Flötenspiel ganz nahe von meinem Bette losging. Um mich herblickend fand ich, daß es gar mein Nachttisch war, der diesen Spektakel vollführte. Nach langem Suchen fand ich einen Knopf, den ich drückte, womit der Leierkasten neben meinem Ohr vorläufig zum Schweigen gebracht war; nur zeitweilig ließen sich noch seine stündlich wiederholten Bemühungen, aufs neue loszugehen, ungefähr wie unterdrückte Seufzer vernehmen.« — Der Fürst hatte noch Glück gehabt, denn am Morgen stellte er fest, daß in dem anderen Tischchen ein Trompetenspiel angebracht war (N P, III, S. 329 f.).

Fünftes Kapitel

Die Briefe Metternichs an die Gräfin Lieven

Der elegante Lebemann. — Metternich war in einer Periode, in der man über Liebesverhältnisse verheirateter Männer (und Frauen) nicht gerade streng dachte, wegen seiner ungewöhnlich leichtfertigen Lebensweise bekannt. Diese Beurteilung bezieht sich vorwiegend auf die Zeit seiner ersten Ehe mit Eleonore von Kaunitz, die er nicht aus Liebe geheiratet hatte; Eleonore starb im März 1825. Als Vater „irréprochable“, sagt Jean Hanoteau, nahm er es mit den ehelichen Gelübden wenig genau (L, S. XXII). Unter seinen vielen Geliebten werden zum Beispiel die Fürstin Bagration, Caroline Murat, Madame Récamier und die Herzogin von Sagan genannt[1]. Treitschke spricht verächtlich von den »faden Liebesabenteuern« des »leichtfertig frivolen Lebemanns«, der »niemals weniger als zwei Damen zugleich mit seiner Gunst beehrte« (»Deutsche Geschichte«, I, S. 493, 603). Nun kommt es bei unserer psychologischen Analyse überhaupt nicht auf moralische Werturteile an; aber man wird doch darauf hinweisen

1) »Die beiden Klingsberg« von Kotzebue beziehen sich auf Erlebnisse in Rastatt (1797), wo sich Metternich und sein eigener Vater ins Gehege kamen (vgl. Strobl von Ravelsberg, a. a. O. I, S. 11).

dürfen, daß man damals in den Kreisen, denen Metternich angehörte, solche Dinge als etwas Natürliches betrachtete, was man eher belächelte, als daß man sich darüber entrüstet hätte. Metternichs erste Frau, eine Tochter des Fürsten Kaunitz, blieb ihm auch in Zeiten seiner schlimmsten Untreue eine eifrige Helferin auf der politischen Laufbahn. Und er selbst hat bei seinen Abenteuern offenbar gar nicht das Gefühl einer schweren Pflichtverletzung gehabt. Er trennte diese ganze Lebenssphäre von dem Interessenkreis des Gatten und Vaters sorgfältig ab, gerade wie er sie auch nicht störend in seine politischen Bestrebungen eingreifen ließ. „Élégant, souple, brillant et insinuant, M. de Metternich savait et voulait plaire. Il mettait sa coquetterie à mener de front les affaires les plus graves el les intrigues mondaines les plus futiles" (Hanoteau, L, S. XXII).

Mit dem ersten Satze Hanoteaus ist auch angedeutet, warum Metternich als »der Adonis der Salons« (Treitschke) bei leichtlebigen Damen ein Entgegenkommen finden mußte, das ihm seine Erfolge nicht schwer machte. Er verband eine verführerische Erscheinung mit den feinsten Formen. De la Garde hat in den „Souvenirs du Congrès de Vienne" sein Porträt gezeichnet: seine Züge waren vollkommen regelmäßig und schön, sein Lächeln voller Anmut; sein Gesicht trug den Ausdruck der „finesse" und des Wohlwollens; seine mittelgroße Figur war elastisch und wohlgeformt, sein Auftreten vornehm und elegant[1]. Und im Jahre 1834 (Metternich

1) Vgl. die deutsche Ausgabe: »Gemälde des Wiener Kongresses 1814—1815«, II, S. 246 f. München 1912.

ist 1773 geboren) schilderte ihn der Graf de Falloux mit den Worten: »Der Fürst Metternich ... war einer der schönsten und elegantesten Männer seiner Zeit. Er schenkte auch damals noch der Mode die ganze Beachtung, die sich mit der vornehmen Würde (distinction grave) vereinigen ließ, an der er stets festhielt« (vgl. Hanoteau, L, S. XX).

Ich habe das nicht nur deshalb angeführt, weil es sich daraus ergibt, daß der in Liebesfragen durch »Prinzipien« wenig eingeengte Mann jedenfalls gewissen Versuchungen mehr ausgesetzt war als viele andere unter seinen Zeitgenossen; es mußte vielmehr auch darum auf seine äußere Erscheinung eingegangen werden, weil er, der sonst so kräftig prahlen konnte, in seinen Aufzeichnungen weder von seiner Eleganz noch von seiner Schönheit viel Wesens macht. Hier stoßen wir in unserer Untersuchung der Eitelkeit auf eine Lücke, die Metternich Ehre macht. Einmal sagt er (vielleicht scherzend) von seiner Tochter Hermine, sie sehe seiner Mutter ähnlich und besitze daher »einige seiner Reize« (N P, VI, S. 10). Als Lawrence zwei Stunden an seiner rechten Hand malte, fand er den Zeitverlust unerträglich, da er doch nicht den geringsten Anspruch auf die Schönheit seiner Hände mache (L, S. 195). Und als der von ihm beschäftigte Bildhauer Cauer 1857 eine Statuette des Fürsten Windischgrätz anfertigte, schrieb er, für den Porträtplastiker seien große Nasen ein Vorteil, und darin seien Windischgrätz und er selbst prächtige Modelle für einen Künstler; »Cauer hat sich daher an der Fülle geweidet, die wir ihm in diesem Genre darboten« (N P, VIII,

S. 277). Da ich mich auch nicht erinnern kann, bei Metternich irgend eine Bemerkung über die Eleganz oder Pracht seiner Kleidung gelesen zu haben, so kann es als festgestellt gelten, daß er in dieser Hinsicht kaum etwas von der Eitelkeit verrät, deren Ausdruck uns sonst bei ihm auf Schritt und Tritt begegnet.

Die Gräfin Lieven. — Als Metternich auf dem Kongreß von Aachen die Neigung der Gräfin Lieven gewann, stand er im sechsundvierzigsten, sie im dreiunddreißigsten Lebensjahre. Dorothea Lieven, geboren am 17. Dezember 1785, gehörte der aus Brandenburg stammenden Familie von Benckendorf an, die sich in Estland angesiedelt hatte und in russischen Diensten stand. Ihre Mutter war eine Jugendfreundin der Kaiserin Maria Feodorowna, einer württembergischen Prinzessin. Die Kaiserin sorgte nach dem Tode der Freundin für die Zukunft ihrer Kinder. Die begabte Dorothea wurde in der vornehmen Erziehungsanstalt des Klosters von Smolna untergebracht, die sie 1800 verließ, in der Musik vortrefflich ausgebildet, aber im übrigen »von einer Unwissenheit, die das Entsetzen eines zehnjährigen Schülers hervorrufen konnte« (vgl. L, S. XXXI). In demselben Jahre heiratete das fünfzehnjährige Mädchen den siebenundzwanzigjährigen Grafen Christoph Lieven, den Sohn der „grande gouvernante" Charlotte Lieven, die Katharina die Große zur Erzieherin ihrer Enkelkinder gemacht hatte (vgl. Schiemann, Geschichte Rußlands, I, S. 180). Die Ehe war in den ersten Jahren durchaus glücklich. Graf Lieven war von 1808—1812 russischer Gesandter am Berliner Hof, von 1812 an Gesandter in

London, wo seine ihm an Geist überlegene und dabei sehr ehrgeizige Gattin zuerst gesellschaftlich, dann auch politisch eine geradezu glänzende Stellung zu erringen und zu behaupten wußte. Schon ehe sie Metternichs Geliebte wurde, hatte man der durch Schönheit nicht ausgezeichneten, aber sehr anziehenden Frau Beziehungen zu anderen Männern nachgesagt. Metternich selbst hat später darüber mit ihr korrespondiert und sich philosophisch damit getröstet, daß sie sich eben b i s h e r in ihrer Wahl getäuscht habe.

Im Oktober 1818 traf Dorothea Lieven auf dem Kongreß zu Aachen mit dem erfolgreichsten und glänzendsten Diplomaten der Zeit zusammen, als die politischen Verhandlungen sich ihrem Ende zuneigten. Die beiden waren sich schon vorher begegnet; doch hatte Metternich die Gräfin früher wenig beachtet, und sie hatte ihn kalt und unangenehm gefunden. „Mais l'amour", sagt Jean Hanoteau, „allait bientôt entrer en scène et rattraper, à pas de géant, le temps perdu" (L, S. LXIII). Metternich wurde am 22. Oktober in einer Gesellschaft auf sie aufmerksam, es folgte ein gemeinsamer Ausflug nach Spaa, der Fürst gestand ihr seine schnell erwachte Neigung; nach einer kurzen Trennung kehrte die Gräfin nach Aachen zurück und — besuchte Metternich in seiner Wohnung. „Tu as eu la fièvre," schreibt der Verliebte, „mon amie, tu m'as appartenu." Fünf Tage waren sie in Aachen, dann noch einmal in Brüssel zusammen. Später trafen sie sich in Hannover (Herbst 1821) und in Frankfurt, endlich im Herbst 1822 auf dem Kongreß zu Verona. Von dort schrieb die Gräfin, die wohl Gerüchten zuvor-

kommen wollte, an ihren Bruder: »Ich kannte den Fürsten Metternich schon gut, da wir uns verschiedene Male begegnet waren; ici je me suis beaucoup liée d'amitié avec lui« (L, S. 325). Dann haben sie sich, nachdem das Verhältnis längst gelöst war, erst im Jahre 1848 in Brighton wieder gesehen.

Der Bruch scheint Mitte der zwanziger Jahre eingetreten zu sein. Metternichs erste Gemahlin war 1825 gestorben. 1827 heiratete er die junge und schöne, aber ihm der Herkunft nach nicht ebenbürtige Marie Antoinette von Leykam, was der Gräfin Lieven zu der spöttischen Bemerkung Anlaß gab, der Ritter der S a i n t e-Alliance habe mit einer M e s alliance geendet. Ungefähr zu derselben Zeit begann die Divergenz der russischen und österreichischen Orientpolitik zutage zu treten. Dorothea Lieven empfand durchaus als Russin[1]; und da sie auch sonst ihre Freunde oft plötzlich fallen ließ, wenn sie von ihnen keine Förderung der russischen Interessen mehr erwartete, so wird man annehmen können, daß auch hierin ein Grund zu der Erkaltung des früher innigen Verhältnisses lag.

Die weiteren Schicksale der Fürstin[2] Lieven haben wir nicht zu verfolgen. Nach dem Bruche mit Metternich hat sie, wie auch Hanoteau betont, weniger Würde als der

---

1) „Je n'ai pas une autre pensée que la Russie" (E. Daudet, „Une vie d'ambassadrice", Revue des deux mondes 1903, Bd. XIII, S. 654).

2) Kaiser Nikolaus hatte bei seiner Krönung die damals noch lebende Schwiegermutter Dorotheas mit ihrer Deszendenz in den Fürstenstand erhoben.

Fürst gezeigt. Die Liebe war in Haß umgeschlagen. Früher hatte sie ihm geschrieben: „Aime-moi, mon bon Clément, aime-moi de tout ton coeur: aime-moi le jour, la nuit, toujours," oder sie hatte ihm ihr zärtliches Gedenken bei einer schönen Mondnacht in Middleton, wo sie bei Lady Jersey zu Gast war, poetisch geschildert: wie sie im Nebenzimmer Schritte gehört und sich in der Phantasie vorgestellt habe, daß Clemens dort wohne; wie er dann wohl auf ihren Balkon gekommen wäre, und wie sie flüsternd süße Worte gewechselt hätten. Dann sei sie eingeschlafen und habe von ihm geträumt. »Ich erblickte Dich, Geliebter, wir sprachen, sprachen vieles, und damit man uns nicht höre, hattest Du mich auf Deine Knie gezogen; mein lieber Clemens, ich fühlte Dein Herz schlagen, ich fühlte es so stark an meiner Hand, daß ich erwachte — es war mein eigenes Herz, das Dir Antwort gab« (L, S. 316, 348). Nun, nachdem alles vorüber war, gab sie ihrer Schadenfreude Ausdruck, wenn Metternich in Schwierigkeiten geriet; sie fand, daß er „comme un niais" handle und nannte ihn „le plus grand coquin" oder „le plus grand fourbe du monde" (L, S. 347). Dagegen findet man in Metternichs Papieren nur einmal das treffende, aber nicht gehässig formulierte Urteil, die Fürstin Lieven müsse stets in Bewegung sein, denn die Ruhe gehöre nicht zu ihrem Wesen (N P, VI, S. 177).

D e r B r i e f w e c h s e l. — Über die Liebe Metternichs war schon zur Zeit ihres Bestehens manches in die Öffentlichkeit gedrungen. Man hatte sogar (irrigerweise) den am 15. Oktober 1819 geborenen Sohn der Gräfin

als »das Kind des Kongresses« bezeichnet. Der historische Nachweis des Verhältnisses wurde aber erst erbracht, als Ernest Daudet 1899 in der „Revue hebdomadaire" ein Fragment ihres Briefwechsels, das er entdeckt hatte, veröffentlichte. Daudet hat dann denselben Gegenstand auch in der »Revue des deux mondes" behandelt (Une vie d'ambassadrice au siècle dernier« 1903). Dann ist Jean Hanoteau durch einen glücklichen Zufall den Briefen auf die Spur gekommen, die Metternich vom November 1818 bis zum 1. April 1819 an seine Geliebte geschrieben hat, während er die Antwortschreiben der Gräfin aus dieser ersten Zeit der Liebe leider nicht finden konnte. Hanoteau hat Metternichs Briefe 1908 (zweite Auflage 1909) in dem von uns mit der Abkürzung L bezeichneten Buche veröffentlicht, das eine wertvolle »Introduktion« und »Konklusion« des Herausgebers enthält.

Da die Liebenden bei ihrer hervorragenden Stellung sehr vorsichtig sein mußten, ließen sie die fast täglich gemachten Aufzeichnungen so lange zusammenkommen, bis sich eine günstige Gelegenheit zur Versendung bot. Eine trotz aller Vorsicht in die Hände französischer Agenten geratene Sendung der Gräfin befand sich in vier Umschlägen. Der äußerste Umschlag war an den österreichischen Legationsrat Binder in Paris gerichtet. Der zweite trug dieselbe Adresse und außerdem die Worte des Londoner Gesandtschaftssekretärs Neumann (der ein Vertrauter des Fürsten war): „Je n'ai pas besoin, de vous recommander l'incluse, mon cher ami!" Der dritte Umschlag war an Metternichs treuen Sekretär Floret

gerichtet. Der vierte, der mit seinem Inhalt in die Hände Metternichs kommen sollte, war leer gelassen. Man sieht: es war den getrennten Liebenden nicht gerade leicht gemacht, ihren Verkehr aufrecht zu erhalten.

Die veröffentlichten Briefe, die aus der ersten Zeit des Verhältnisses stammen, enthalten wenig Politisches. Die frühesten bilden, wie Hanoteau es ausdrückt, „un long, trop long parfois, cantique d'amour". Dann beginnt der Fürst, aus Wien allerlei tägliche Kleinigkeiten zu berichten; er spricht von seinen Eindrücken, von seinen Gegnern und von seiner »vielleicht affektierten« Abneigung gegen die diplomatische Tätigkeit. Zuletzt bringen die Erlebnisse seiner italienischen Reise Abwechslung in die Berichte. Die Briefe des Fürsten, sagt der Herausgeber am Schlusse seiner Einleitung, tragen den Stempel der Aufrichtigkeit, wenn er darin seine Liebe so zur Darstellung brachte, daß er „en elle sa propre image" suchte. „Mais chaque homme aime selon sa nature." — Damit ist unsere Aufgabe bezeichnet: die literar-psychologische Untersuchung der Liebe (und zwar der ernsten, das ganze Wesen erfüllenden Liebe) eines eitlen und in seiner Eitelkeit egozentrischen Mannes. Denn gerade darin liegt zu einem guten Teil das Merkwürdige dieser Bekenntnisse. »Er analysiert sich,« heißt es in der Einleitung Hanoteaus, »er malt sich, er sucht sich selbst in seiner Geliebten, und er gelangt zu dem überraschenden Ergebnis, daß jedes Liebeswort, das er an sie richtet, zu ihm zurückkommt wie ein Wölkchen Weihrauch« (L, S. LXXII). »Diese Briefe«, sagt Artur Chuquet, der ein Vorwort zu Hanoteaus Veröffent-

lichung verfaßt hat, »sind ein Zeugnis seiner Eitelkeit, seines unermeßlichen Stolzes.« Ich möchte nun versuchen, im folgenden diejenigen Gesichtspunkte hervorzuheben, die mir für Metternichs Art zu lieben besonders kennzeichnend zu sein scheinen.

Die Betonung des Außerordentlichen. — Metternich hat auch sonst gern versichert, daß er ein Mensch sei, dem wenige gleichen. Als er nun in Aachen von einer plötzlich erwachten Liebe ergriffen wurde, die man — an seiner im ganzen kühlen Natur gemessen — wohl als Leidenschaft bezeichnen kann, da war es ein Bedürfnis seiner Eitelkeit, das neue Verhältnis im Lichte des Außerordentlichen, noch nie Dagewesenen erscheinen zu lassen: „Tout dans notre relation est extraordinaire" (L, S. 285); »Du hast recht, meine Freundin, wenn Du sagst, daß es nichts Außerordentlicheres gebe als die Beziehung, die zwischen uns besteht« (S. 244); »meine Freundin, man kann keine gewöhnliche Natur besitzen, um sich anzugehören, wie wir es tun« (S. 33).

Schon die Entstehung der Leidenschaft erscheint ihm als etwas Wunderbares. Er ist sonst nicht leicht zu erobern (S. 26). Wenn seine ersten Briefe in fremde Hand fielen, würde man ihn für närrisch halten (S. 5). Die Geliebte muß sehr große Eigenschaften besitzen, um in so kurzer Zeit sein ganzes Herz zu gewinnen und bei ihm alle Sorge auszuschließen, ihr zuviel gegeben zu haben: »wie muß mich dieses unsichtbare Band, das die Liebe selbst ist, umstrickt haben, daß der für Illusionen am wenigsten zugängliche Mensch keinen Augenblick von

der Furcht erfaßt wurde, d'avoir trop donné« (S. 17). Der Liebende hat das Bedürfnis, die schnelle Entwicklung von der ersten Aussprache bis zum Fieber der Vereinigung sich und der Freundin noch einmal zu vergegenwärtigen (S. 27 f.). In weniger als acht Tagen hat sich eine ganze Periode seines Lebens abgespielt; würde er sich selbst nicht kennen, so käme ihm diese Tatsache wie ein Traum vor (S. 2). Es war eine „impulsion" (S. 59), die ihn erfaßt hatte, etwas, was in ihm angeboren und präformiert gewesen sein muß (S. 27). Wenige Augenblicke sind das Schicksal seines und ihres Lebens geworden (S. 29), und diese Augenblicke haben genügt, um sie beide bis zu einem Punkt zu führen, den so viele andere niemals erreichen und den sie selbst nur selten, vielleicht noch nie erreicht hatten. „Qui t'a répondu de moi, qui m'a servi de garant de toi?" Da war nichts von „soins, prières, volonté"; alles entsprang einem geheimnisvollen Impuls, der mächtiger war als der Vernunftwille. »Hatte ich recht, als ich blind dem Impulse meines Herzens folgte? Dieses mein Herz sagt Ja dazu« (S. 77).

Wenn Metternich in einer für die Geliebte nicht gerade schmeichelhaften Weise hervorhebt, wie merkwürdig er es findet, daß er gar nicht fürchte, »ihr zuviel gegeben zu haben«, so ist damit zunächst die ihm außerordentlich erscheinende Stärke seiner Leidenschaft gemeint. Er weiß, daß er in der Welt für kalt und berechnend gilt und daß die Gräfin früher diese Auffassung teilte. Nun ist es ihm ein immer wiederkehrendes Bedürfnis, zu betonen, wir stark seine Liebesfähigkeit sei. »An dem Tage, wo Du mir sagen wirst: comme tu sais

bien aimer, werde ich der stolzeste Mensch auf der Welt sein. Dieser Stolz«, fügt er hinzu, »ist der einzige, dessen ich fähig bin — allen anderen Stolz überlasse ich den Toren, und das bin ich nicht« (S. 18). Selbst wenn sie ihm untreu wäre, würde seine Liebe nicht sterben; er würde in Verzweiflung verfallen, aber auch diese Verzweiflung wäre noch Liebe. »Meine Freundin, habe ich Dich getäuscht, als ich sagte, que j'avais la conviction de savoir aimer plus que personne? . . . Me vois-tu aujourd'hui tel que je suis?« (S. 102.) »Es gibt so viele Menschen, die zu wissen behaupten, was Liebe heißt, und denen doch die ersten dazu nötigen Fähigkeiten fehlen. Sie sind es, die im besten Glauben versichern werden, daß ich nicht zu lieben verstehe. Glaubst Du es jetzt noch, daß sie mit ihrer törichten These im Rechte sind? L'homme de glace, wie ist er doch vor Dir geschmolzen, wieviel Herz mußt Du bei ihm da entdeckt haben, wo jene nur le vide le plus rebutant vermuten!« (S. 122.) »Liebe Freundin, glaube mir auf mein Wort: ich weiß besser und stärker zu lieben als die Mehrzahl der Menschen« (S. 164).

Diese Stärke der Leidenschaft zeigt sich in der unbedingten und ausschließlichen Hingabe. Sie hält sich für eifersüchtig? Er erlaubt ihr, an dem Tage zu ihrer alten Rolle zurückzukehren, an dem sie sich überzeugen würde, daß man mehr, vor allem, daß man s i e mehr lieben könne, als er es tue; „je suis tout ou rien, en tout et pour tout" (S. 25). »Ich habe nie etwas halb getan und bin nie etwas halb gewesen« (S. 50). »Ich liebe oder ich liebe nicht, alles Mittlere gehört nicht zu meiner Natur« (S. 58, 151 f.). Seine ganze Hingabe hat er ihr in den

wenigen Tagen ihres Zusammenseins noch gar nicht genügend zeigen können; daher soll sie erraten, welche verborgenen Schätze ihrer noch warten. So sind wohl die etwas dunklen Worte zu verstehen: »Meine Freundin, bist Du zufrieden mit mir? Fühlst Du alles das, was ich n i c h t getan habe?« (S. 23.) Ja er geht so weit, zu versichern: »Du kennst mich noch nicht ganz; Du hast mich als ami gesehen, noch nicht als amant« (S. 299). Aber seine Liebe wird alle ihre Wünsche befriedigen können: »Alles, was Du in mir suchst, Du wirst es finden!« (S. 65.) — Es wirkt erheiternd, wenn der Fürst, der in solcher Weise seine Fähigkeit zu lieben und zu beglücken rühmt, die neckische Frage stellt: „Mon amie, puis-je avoir de la présomption?"

Aber nicht nur die Stärke seiner Leidenschaft befriedigt das Selbstgefühl des Fürsten. Seine Liebe ist von der e d l e r e n Art, die ihren Schwerpunkt nicht im Sinnlichen, sondern im Geistigen findet. Ich möchte fast glauben, daß es sich bei der Gräfin Lieven etwas anders verhielt: daß bei ihr, wenn man von dem ihrem Ehrgeiz schmeichelnden Gedanken, dem berühmtesten Staatsmann der Zeit näherzutreten, absieht, die verführerische Wirkung seiner äußeren Erscheinung das Ausschlaggebende war. Metternich, dessen Sinnlichkeit durch seine vielen Beziehungen zu schönen Frauen von jeher leichte Befriedigung gefunden hatte, suchte bei der fast erschreckend mageren Freundin, deren körperliche Reize nicht groß waren[1], vor allem die Befriedigung des Ge-

1) »Ihr Porträt von Lawrence«, sagt Hanoteau, »zeigt uns die Zwanzigjährige: die Nase ein wenig stark, die Ohren enorm, der

müts — »denn unser Gemüt ist dasselbe« (S. 87). Chuquet, der sich hier seinerseits als echter Franzose zeigt, sagt in der schon erwähnten Vorrede etwas spöttisch: »Er ist und bleibt ein Deutscher. Daher sein ‚Gemüt'; car il a du ‚Gemüt' et il se pique d'en avoir.« Wie großen Wert Metternich bei der Unterscheidung von Kopf und Herz auf das letztere legte, haben wir schon früher erörtert, und wir könnten eine Menge dahin zielender Bekenntnisse aus den Briefen an die Gräfin anführen. Hier möge es genügen, seine Schilderung eines Gespräches mitzuteilen, das er mit dem Fürsten Kozlowski (damals russischer Gesandter in Turin) auf dem Aachener Kongreß geführt hatte und über dessen Inhalt er der Gräfin berichtete (S. 12).

Das Gespräch hatte sich dem schönen Geschlecht zugewendet. »Was mich betrifft,« sagte K., »so liebe ich nur die rundlichen Frauen« (les femmes grasses). — »Und ich«, erwiderte M., »solche, die es nicht sind.« — K.: »Ich kümmere mich wenig um den Geist, wenn ich nur volle Wangen und runde Arme finde.« — M.: »Und ich liebe nur den Geist, das Herz, die Seele; die Wangen mögen flach oder voll sein.« — K.: »Demnach sind Sie ein Gefühlsmensch?« — M.: »Nein, aber ich liebe, oder ich liebe nicht.« — K.: »Ich liebe les chairs.« — M.: »Und ich?

Hals zu lang, der Mund ohne Anmut. Dennoch entspringt ihrer Physiognomie ein wirklicher Reiz; die Augen unter den schönen blonden Haaren sind tief und zärtlich, das Ganze ist vergeistigt und fein. Aber bei alledem schädigte eine extreme Magerkeit, eine maigreur désespérante, wie Madame de Boigne sagte, das, was bei ihr anmutig war, und unterstrich das weniger Gefällige« (XLV).

Ich liebe meine Freundin.« Schließlich sagte Metternich, es werde ihnen wohl schwer fallen, sich zu verständigen, und benutzte das Eintreten einer hohen Persönlichkeit, um dem Gespräch ein Ende zu machen, nachdem der Verehrer der Materie noch die Versicherung angebracht hatte, daß er seine Geliebte um so höher schätze, je mehr sie esse.

Zuletzt könnte noch erwähnt werden, daß Metternich in der Gräfin, die er ja im Grunde noch wenig kannte, sein Ideal verkörpert zu finden hoffte. Das ist freilich die normale Einstellung aller Verliebten und hat an und für sich mit unserem Thema nichts zu tun. Die Beziehung zur Eitelkeit ergibt sich aber trotzdem in sehr einfacher Weise dadurch, daß dieses Ideal gar nichts anderes ist als das Bild des eigenen Wesens, das ihm aus dem Spiegel der verwandten Seele zulächeln sollte. Wir kommen später darauf zurück. Hier seien nur zwei charakteristische Stellen aus den Briefen erwähnt, die Metternich im März 1819 während seines Aufenthalts in Florenz geschrieben hat. Er weiß noch nicht, ob sie neben ihrer Liebe zur Musik auch Sinn und Verständnis für die bildenden Künste besitzt, ob sie (wie er selbst) Gemälde, Statuen, Marmorwerke zu schätzen weiß; aber er glaubt es, weil ihr sonst etwas fehlen würde: „je le crois, car je le désire" (S. 249). Bald darauf finden wir die Sätze: »Liebe Freundin, wenn Du nur bei mir sein könntest! Du würdest sehr glücklich und zufrieden sein. Nach allem, was ich von Dir weiß, aber auch nach dem, was ich nicht von Dir weiß, was jedoch meinem Vorgefühl nicht entgehen kann, würdest Du hier wenig vermissen. Zunächst hättest Du mich, und ich bin viel

für Dich — dann aber so viele Dinge, die der Verehrung und Bewunderung wahrhaftig ebenso würdig sind, wie ich mich ihrer« (das heißt doch wohl: der Verehrung und Bewunderung) »wenig würdig fühle. . . . Geliebte, Du wärest hier glücklich in meiner Nähe, und ich, ferne von Dir, bin es auch hier nicht« (S. 250). Das „d'abord moi", das trotz der nachfolgenden, bescheiden klingenden Wendung schwerlich bloß scherzhaft gemeint sein wird, ist wieder ein echter Metternich.

Die gesonderten Lebenssphären. — Wenn der Fürst so nachdrücklich versichert, daß er niemals etwas Halbes unternehme, daß er Alles oder Nichts sei, daß er liebe oder nicht liebe, so sind solche Äußerungen, an deren Aufrichtigkeit nicht gezweifelt werden kann, nur dadurch zu verstehen, daß sich bei ihm jene früher besprochenen (S. 19 f.) Spaltungen des Innenbildes geltend machen, die es ihm ermöglichen, allemal sozusagen einen Teil für das Ganze zu halten. Zunächst kommt hier seine »Doppelnatur« in Betracht, die er gewöhnlich nach dem Schema »Kopf und Herz« darstellt, und von der er meint, sie sei etwas Seltsames, was sich sonst bei dem „grand nombre des mortels" nicht finde. Für die Geliebte will er ganz Herz sein und alles andere, was sonst sein Leben ausfüllt, ausschalten; ist doch dieses Herz, von dem die große Welt nichts ahnt, sein Wertvollstes und Bestes. »Ich habe einen Reservefonds, den ich in Worten, Taten, Berechnungen verbrauche; aus diesem Fonds schöpfe ich, wenn ich meine Denkschriften und Protokolle redigiere. Aber mein Grundkapital — das Vermögen, das

mein Leben erhält und mein Glück begründen muß — vermengt sich nie mit dem anderen. Ich liebe nur das eine von diesen Besitztümern, das andere verabscheue ich; das eine gehört Dir so gut wie mir, das andere meinem Lande, meiner Stellung, meinen Pflichten als Staatsmann. Ich werde Dich niemals auffordern, es mit mir zu teilen; ich liebe Dich zu sehr, um Dir ein so schlechtes Geschäft vorzuschlagen« (S. 3). Für diese Spaltung des Ich gebraucht Metternich selbst den der neueren Wissenschaft vertrauten Ausdruck Dédoublement. So schreibt er nach der Trennung: »Mein Herz, meine Seele, alles, was Wert in mir hat, gehört Dir. Alles, was mir von Gefühl übrig bleibt, geht auf in dem Schmerz über den Verlust, den ich nun erleide. Alles in mir ist verworren; alles ist Kummer und Leiden. Mein Kopf, mein kühler Verstand tadelt das, was mein Herz billigt. Mein Leben ist verdoppelt. Der Teil, der mir nahe ist, der einzige, über den ich verfügen kann, ist der, den ich nicht liebe und der mir nur dazu dient, alles zu tun, was ich verabscheue. Und dieses Herz, das das Deine geworden ist, bietet mir nur Leiden und Sehnsucht« (S. 23). Dem Liebenden wird das, was er mit dem Worte »Kopf« bezeichnet, zu einem ihm innerlich fremden Faktor, während sein wahres Wesen nur im Gemütsleben begründet ist. Das ist sicher ehrlich gemeint; aber freilich: wäre ihm die Forderung gestellt worden, aus dieser Anschauung auch die letzten Konsequenzen zu ziehen, also etwa den verachteten Beruf aufzugeben, so hätte er sich wohl über ein solches Ansinnen sehr verwundert.

Aber jenes „Je suis tout ou rien“ setzt, um erklärlich zu werden, noch andere Sonderungen voraus. Metternich trennt auch im Gebiete der Gefühle und Neigungen die Erlebnissphäre seiner neuen Liebe scharf von dem Interessen- und Pflichtenkreis der Familie und von dem Gefühlsleben ab, das ihn bisher bei seinen Liebesverhältnissen gewöhnlich beherrscht hat. Was die letzteren anlangt, so kam es in dem Briefwechsel bald zu Bekenntnissen; denn nach Frauenart wollte die Gräfin über das Vorleben ihres Don Juan genauen Bescheid haben. Hierbei verhielt sich nun Metternich im allgemeinen geradeso, wie es auch sonst Männer tun werden, die das Bild einer reichlich bewegten Vergangenheit (die sie nicht ableugnen können) vor einer neuen Geliebten aufrollen sollen; nur daß er dabei eine Unbefangenheit zeigt, die sich ohne Schwierigkeit aus der Tatsache erklärt, daß auch die Freundin schon öfters »gewählt« hatte. Am ausführlichsten spricht er von seinen Beziehungen zu der Herzogin von Sagan (geborene von Biron), auf die Dorothea Lieven offenbar eifersüchtig war (vgl. S. 208). Er stellt das ganze Verhältnis — wie es scheint, ohne damit vollen Glauben zu finden — als eine Art von pädagogischem Experiment dar, das mehr seiner Gutmütigkeit als einer wirklichen Neigung entsprungen wäre. Die schöne Herzogin wird von ihrem früheren Liebhaber als ein seltsames Wesen dargestellt. Sie sei geistvoll, besitze ein überraschend kluges Urteil und eine unerschütterliche Ruhe; trotzdem mache sie nichts als Dummheiten, sündige siebenmal an einem Tage und liebe, „comme l'on dine“. An einem Tage habe er, von

allen Göttern verlassen, den verkehrten Entschluß gefaßt, sie zur Vernunft zu bekehren. Er sei damals frei gewesen und habe sich gelangweilt. Die Herzogin, der er schon früher gelegentlich nähergetreten war, habe ihn gefragt, ob sie beide nicht in ein geregelteres Verhältnis treten wollten. Daraufhin habe er, als ob es sich um ein wissenschaftliches Problem handle, einen Vertrag vorgeschlagen: sie solle ihm ein halbes Jahr treu bleiben. Er habe gehofft, ihr auf diese Weise einen Dienst zu leisten, indem er ihr Ruhe verschaffe. »Ich habe sie niemals geliebt, aber ich liebte die Mühe, die ich für das Unternehmen aufwendete. Ich habe Bankerott gemacht.« Mit gewohnter Hartnäckigkeit habe er fünf bis sechs Monate an der Durchführung des Experiments festgehalten. Da aber die Beständigkeit nun einmal nicht zu den Elementen gehörte, aus denen sich die Natur der Herzogin aufbaute, habe er schließlich unwiderruflich mit ihr gebrochen. »Am Tage der Absage wollte sie sich das Leben nehmen; ich blieb fest . . . sie hat sich nicht getötet« (S. 111 f., 196 f.).

Metternich, der scharf zwischen Sinnlichkeit und »Liebe« unterscheidet, versteigt sich sogar zu dem Satze: „Je l'ai prise comme l'on prend ce que l'on n'aime pas et même ce dont l'on ne se soucie guère" (S. 197). So spricht er auch in der Regel von seinen sonstigen Verhältnissen. (Eine Ausnahme bilden zwei ernste Neigungen aus früherer Zeit, die er S. 41 und 45 offen eingesteht.) Wo es sich um die „petites femmes" handelt, die seinen Weg gekreuzt haben, da hat er gar nicht wirklich geliebt. Seine Sinne wurden befriedigt, sein Herz blieb unberührt (S. 130). „Quand je n'aime pas, je

prends la jolie femme qui veut tout excepté de l'amour." Aber wenn er mit dem Herzen liebte, ist er niemals untreu gewesen; „la femme que j'aime est la seule au monde pour moi" (S. 45). In der Gräfin Lieven hat er nun alles gefunden, was sein Gemüt bedarf, eine wahre, auf Harmonie der Seelen beruhende Liebe, die sein ganzes Wesen durchdringt und die ihn auch in der Erfüllung seiner Berufspflichten nicht erschlaffen, sondern erstarken läßt, weil sie für ihn „une conscience" bedeutet (S. 103). Darin besteht das Außerordentliche ihrer Vereinigung; er wäre nicht zufrieden, wenn sie sich auf der Linie einer alltäglichen Liebe begegnen würden (S. 95).

So sondert Metternich den Lebenskreis der leichtfertigen Liaisons von dem der ernsten Neigungen etwa nach dem Schema der irdischen und himmlischen Liebe; wo es sich um die höhere Form handelt, da ist er »niemals untreu« und weiß nur von der einen, die ihm alles ist. Bei der Gräfin setzt er dasselbe voraus: »Ich habe das Gefühl, daß nun kein anderer mehr Dich völlig befriedigen kann. Deine Sinne existieren, und mit ihnen die Möglichkeit der Versuchung. Sie werden Dir kein volles Glück mehr verschaffen; Dir wird das fehlen, was Dir die Sinne niemals geboten haben, das, was jenseits ihrer Sphäre gelegen ist« (S. 165).

Vielleicht noch auffälliger ist die Abgrenzung der neuen Liebe gegenüber dem Pflichtenkreis des Familienlebens. Metternich sucht hier so vollständig zu trennen, als ob er ein besonderes Gewissen für diese Pflichten und ein anderes für die Verbindung mit der

Freundin hätte. Er hat von derselben italienischen Reise, über die er der Gräfin berichtete, auch zahlreiche Briefe an seine Frau geschrieben, deren freundlicher und unbefangener Ton nichts von seinem zweiten Leben verrät. Man hat nicht den Eindruck, daß sich dabei sein Gewissen stärker geregt habe[1]. Sein Selbstgefühl sagt ihm, daß er beides ganz zu sein verstehe, der Liebhaber der Gräfin und der fürsorgliche Vater und Gatte, weil es sich dabei für ihn um zwei gesonderte Welten handelt. »Man heiratet sich, um Kinder zu haben, und nicht um die Wünsche des Herzens zu befriedigen« (S. 177). Das ist nicht nur der Ausdruck sorglosen Leichtsinns, sondern es ist Methode darin. »Einige ganz sichere, ganz ergebene Freunde, die auf mich rechnen wie auf sich selbst, und une amie: das ist mein Glück; ein ruhig freundliches Heim, eine vortreffliche Gattin, die Mutter lieber Kinder, die sie gut erzieht: das ist mein ganzes Leben« (S. 102 f.). Sie solle nur nachfragen, ob er nicht bon mari et bon père sei. Man habe ihn oft böswillig beurteilt, aber niemals habe sich die Kritik auf dieses Gebiet begeben. »Wenn Du wissen willst, ob ein Mann ein guter Freund sein kann, so erkundige Dich, was er als Sohn und Vater ist« (S. 214).

---

1) Der Gräfin, die ihrem Schuldgefühl Ausdruck gegeben haben muß, antwortete er, er wolle nichts gegen diese „partie législative" ihres Wesens sagen und gebe auch seine eigene Schuld zu, da er das Gesetz respektiere. Aber die gesellschaftlichen Verhältnisse in ihren Kreisen bringen es eben mit sich, daß das gesetzliche Band nicht genügt: „L'on se marie pour avoir des enfants et non pour satisfaire le voeu du coeur" (S. 177).

So, wie er selbst sich verhält, soll auch die Gräfin handeln; sie soll sich freundlich zu ihrem Gatten stellen und jeden Streit mit ihm vermeiden (S. 15). Wenn Metternich das wünscht, so hat er das Bewußtsein, nicht nur dem Gebote der Vorsicht zu folgen, sondern auch für eine reinliche und gerechte Sonderung der Lebenssphären einzutreten. Er dankt der Geliebten, daß sie sich in seinem Sinne benehmen will. Sie wisse, daß er sie ihrem Gatten gegenüber „bonne, douce, excellente" sehen wolle. »Ich habe nicht seine Rechte, und er kann nichts besitzen, was mir angehört. Seine Linie ist eine andere als die meinige; die beiden Linien kreuzen sich nicht: warum ihn die Existenz der zweiten fühlen lassen? Ich habe niemals innere Wirren in eine Ehe gebracht, ich respektiere das Gesetz ... Was mein geworden ist, würde ich nicht für alle Schätze der Welt hergeben. Nichts erfüllt mich mehr mit Neid; wie könnte ich Deinen Mann beneiden?« Und auch hier fehlt nicht der Ausdruck seines Selbstgefühls: »Ich lasse Dich hier eine merkwürdige Seite meines Wesens entdecken. Wie viele Freunde würdest Du finden, die Dir solche Ratschläge gäben? (S. 15.) Ich weiß, daß ich in dieser Hinsicht nur wenigen Menschen gleiche. Darüber tröste ich mich, denn ich glaube hierin mehr wert zu sein als diejenigen, die anders als ich empfinden« (S. 61).

Diese säuberliche, aber etwas gekünstelte Konstruktion wurde indessen einer für den Fürsten ein wenig peinlichen Belastungsprobe unterzogen, als die Gräfin 1819 der Geburt eines legitimen Kindes entgegensah. Metternich mußte fühlen, daß er da in eine etwas komische

Rolle hineingezogen wurde, und man merkt das seinen Briefen (vgl. S. 217 f., 269 f.) recht gut an. Er wird wohl kaum mit reiner Freude die Worte geschrieben haben: „mon amie, tu as bien mis à profit mes leçons“. Und er fragt in seiner Verlegenheit zweimal: „que veux-tu que j'en dise?“ Er fürchtet, entweder zu wenig oder zu viel zu sagen, entweder zu kühl oder zu erregt zu erscheinen. »Ich kann Dir«, schreibt er, »nichts anderes sagen als was ich fühle, und ich finde nicht die Worte, um es zu tun.« Schließlich kommt er zu dem Ergebnis, daß er sich mit ihr über ihr Mutterglück freuen wolle, ohne dessen Ursache zu billigen; „quant à celle-ci, je te réponds que je ne l'aime pas“. Seine Liebe wird auch in dieser Lage (die er S. 218 nicht ganz geschmackvoll schildert) unverändert weiterbestehen; nur dürfe die Gräfin nicht verlangen, „que je te permette ce que je ne puis et ne veux pas défendre“. So bleibt denn dem Vertreter einer sexuellen »Zwei-Welten-Lehre« das Geständnis nicht erspart: „mon amie, voilà le côté pénible d'un rapport comme le nôtre“.

Die Herrennatur. — Wir haben früher (S. 58) auf den Machtwillen hingewiesen, der den Staatsmann Metternich erfüllte. Auch der Liebhaber zeigt seine Herrennatur nicht selten in einer Weise, die der Gräfin Lieven gegenüber überraschen kann; denn diese muß selbst ein recht herrisches Wesen besessen haben. Wenn Chuquet in seinem Vorwort zu Hanoteaus Buch in Metternichs Briefen nicht nur das Zeugnis seiner Eitelkeit, sondern auch den Beweis seines »unermeßlichen Stolzes« findet, so hängt das wahrscheinlich in erster

Linie mit den Äußerungen zusammen, die wir hier zu besprechen haben. Als der Fürst der Gräfin erklären wollte, warum sie in ihrer Ehe keine volle Befriedigung finde, schrieb er: »Dein Mann ist gut, loyal, aber er ist nicht das, was ein Gatte sein soll: l'arbitre des destinées de sa femme« (S. 29). Er selbst betont, daß er sich in der Liebe nicht unterordnen könne und wolle. Von einer Frau, die seine Liebe erzwingen wollte, sagt er, sie habe ihn gänzlich verkannt: „elle a voulu me subjuguer et l'on ne me subjugue jamais" (S. 69). Frau von Staël, mit der er 1804 in Berlin viel zusammen war, hatte sich, wie Metternich erzählt, sehr darum bemüht, ihn zu erobern. Es war vergeblich; „elle m'a étonné sans me charmer". Ihr Salon glich einem Forum, ihr Fauteuil einer Tribüne; sie wollte gefesselte Sklaven zu ihren Füßen sehen, „tout en ayant l'air de vouloir se soumettre". »Das Mannweib tötet mich« (S. 186). Metternich fügt zwar hinzu, daß er in der Liebe weder von Herrschaft noch von Knechtschaft etwas wissen wolle, sondern den freien Austausch der Gedanken wünsche; aber der Akzent liegt doch auf dem Widerstand gegen die Unterwerfung.

Dem entspricht es, daß sich der Fürst in seinen Briefen gern als der sicher Besitzende zeigt. Während so viele Verliebte immer wieder von neuem die Frage stellen, ob ihnen denn wirklich die Neigung der Geliebten gehöre, stoßen wir hier gleich im Beginn auf die stolze Versicherung: „Tu es toute à moi" (S. 30). Er ruft aus: »Meine Freundin, weißt Du, wie glücklich ich bin, de pouvoir te mettre au nombre de mes pro-

priétés“ (S. 121). Sonst freilich könne er sich schwer davon überzeugen, daß er geliebt werde, bei ihr fühle er sich ganz sicher; „je suis sûr de toi comme de moi-même“ (S. 30). Man sieht: dieser Liebhaber hätte gewiß das Schubertsche Lied nach dem Texte gesungen: »Mein ist dein Herz und soll es ewig bleiben«. Als die Gräfin wieder einmal Regungen der Eifersucht zeigte, suchte er (vgl. S. 219) sie zunächst durch die Versicherung zu beruhigen, daß er niemals zwei Ziele zugleich verfolgt oder zwei Wünsche zugleich gehegt habe; das sei allerdings etwas Seltenes; aber die Natur habe nun einmal „la charité“ gehabt, ihn nicht anders zu machen. Und dann fährt er fort, er wünsche sehr, daß sie (und das sei doch immerhin möglich) nie einem zweiten Menschen von dieser seltenen Art begegnen möge. Denn ein solcher würde ihr am ehesten gefährlich werden können! — Als ein persischer Gesandter mit einer Sklavin aus Georgien, die ihm der Großwesir geschenkt hatte, nach Wien kam, schrieb er scherzend, es sei doch schade, daß man diesen Brauch in der Christenheit nicht kenne; er wisse genau, welche Sklavin er sich von dem Kaiser von Rußland nach dem Aachener Kongreß erbeten hätte (S. 183). Er fügt dann freilich hinzu, er würde dieser „gentille personne“ viel mehr angehören als sie ihm; aber es ist doch bemerkenswert, daß es ihm sein Geschmack erlaubt, diesen Gedanken vor der stolzen Gräfin überhaupt laut werden zu lassen. Ebensowenig mag dieser sein Humor behagt haben, wenn er ihr schrieb, sie sei wie ein Kind, und „une légère tape“ würde ihr vielleicht gut tun (S. 244), oder wenn er versicherte, daß

er bei längerem Zusammenleben ihre Eifersucht durch Schläge bestrafen würde („je te battrais et nous ferions la paix“, S. 149).

Damit stimmt es ferner überein, daß der Fürst nicht selten in der Form des Befehls redet. Er gibt der Gräfin nicht nur den schon erwähnten Rat, sie solle freundlich gegen ihren Mann sein, sondern sagt gleich in der ersten Briefsendung knapp und bestimmt: „pas de querelles; sie schaden mehr als sie nutzen, und ich liebe sie nicht« (S. 15). Um ihre Gesundheit besorgt verlangt er, daß sie sehr vorsichtig sein und sich pflegen solle, denn ihr ganzes Dasein gehöre ihm; sie sei es ihm schuldig sich jeder ärztlichen Vorschrift zu fügen, denn was solle er ohne sie in der Welt anfangen? (S. 101.) Diese egozentrische Einstellung der Herrennatur behält er auch bei, als er erfährt, daß sie ernstlich erkrankt sei. Sie solle ihm keinen solchen Kummer zufügen. Sie habe sich ohne Not überanstrengt, und nun müsse sie, folglich auch er darunter leiden. Sie dürfe nie vergessen, daß sie ihm gehöre (S. 138). Das ist alles liebevoll gemeint; aber die Form, in der sich die Liebe äußert, ist doch etwas ungewöhnlich.

Zuletzt sei hier noch eine Briefstelle angeführt, die uns die manchmal etwas komisch wirkende Pedanterie des Verliebten vor Augen führt. Der Fürst erwartet natürlich, daß die in London befindliche Freundin beständig an ihn denkt. Zu diesem Zwecke schildert er ihr mit genauen Zeitangaben sein tägliches Leben in Wien: wie er zwischen acht und neun Uhr aufsteht, sich ankleidet, dann mit Frau und Kindern frühstückt, von zehn

bis ein Uhr arbeitet oder Audienzen gibt, hierauf ein Stündchen ausreitet und so weiter. Aber, schreibt er weiter, er bezweifle, ob sie eine gute Astronomin sei, und so wolle er sie doch darauf aufmerksam machen, daß zwischen der Wiener Zeit und der von London eine Differenz von fast einer Stunde bestehe, das heißt, daß es in Wien schon Mittag sei, wenn die Uhr in London auf Elf zeige. „Tu vois que je ne veux pas que tu te trompes même sur l'heure“ (S. 104 f.).

Die Identifizierung. — Metternich hat selbst einmal geschrieben, daß er über alles nachdenke (S. 129: „je raisonne sur tout et en toute occasion“). So hat er sich auch über seine Liebe zur Gräfin Lieven, die ja etwas ganz Besonderes und Seltenes sein sollte, eine Theorie zurechtgemacht, die, wie wir sehen werden, bis in die Metaphysik hineinreicht. Dieser Theorie liegt die Vorstellung von der vollständigen Übereinstimmung ihres und seines Wesens zugrunde, einer Übereinstimmung, die bis zur Identifizierung führt. Dabei bleibt aber das egozentrische Moment in der Vorherrschaft. Es ist, wie auch Hanoteau hervorhebt, sein eigenes Wesen, das er in der Freundin wiederfinden will. „Ce grand égoïste veut trouver en Mme de Lieven, afin de mieux l'aimer, la fidèle représentation de son propre être“ (S. LXXII). Metternich selbst gebraucht fast die gleichen Worte, wenn er über die Briefe der Gräfin schreibt, sie seien erfüllt „de ce moi que j'aime à rencontrer en toi“ (S. 76).

Ein Wort Dorotheas, auf das sich Metternich in seinen Briefen bezieht, lautete: „Je vaux mieux ou

moins que toi". Das „mieux", antwortet der Fürst zunächst, wolle er ihr gern zugestehen, während er das „moins" verwerfe. Auf diese galante Wendung folgt dann seine eigentliche Meinung: er sei bereit, sich dahin zu entscheiden, daß jedes von ihnen soviel wert sei wie der andere Teil. Auf dieser so selten zu findenden „conformité entière" beruhe das Band, das sie verknüpfe (S. 174). Die wahre Liebe setze mit Verschiedenheiten und Gegensätzen ein, aber sie erhalte ihre Krönung erst „par la plus entière identité" (S. 167). Wenn ein grausames Geschick sie auf lange Zeit trennen sollte, so würden sie beim Wiedersehen doch finden, daß ihre Seelen nur eine einzige Seele bilden (S. 175).

Der Gedanke der vollkommenen Identität wird nun, wie wir schon vorausgeschickt haben, von der egozentrischen Einstellung beherrscht. Wenn Metternich einmal schreibt, er gehöre nicht mehr sich selbst an, und die Freundin solle ihm versprechen, ihm das, was ihr Besitz geworden sei, niemals wieder zurückzugeben, so ist das eine vereinzelte Ausnahme. Seine wirkliche Stellungnahme kommt in Wendungen, wie es die folgenden sind, zum Ausdruck: „Seriez vous bien moi"? (S. 4.) „Tu es moi, mon amie; ich habe ein Vorgefühl davon gehabt und besitze jetzt den Beweis dafür. Diese Tatsache macht mein Glück aus und — me comble de vanité" (S. 200). Sie ist für ihn ein „autre moi-même", dem er alles anvertrauen kann (S. 22). Er weiß im voraus, was sie ihm schreiben wird: »wenn ich wissen will, was Du denkst und was Du wünschest, so brauche ich nur bei mir selbst einzukehren und bin dann sicher, mich

nicht zu täuschen« (S. 311). Daß sein unbedingtes Vertrauen auf ihre Treue berechtigt ist, beweist er durch die Versicherung, daß sie sich ja von sich selbst trennen würde, wenn sie ihn verließe (S. 31). Sehr bezeichnend ist auch eine Stelle in der ersten Briefsendung, wo er davon erzählt, daß er eine zugleich gute und schlechte Nacht verbracht habe; schlecht, weil er kein Auge schließen konnte, gut, weil er immer an das gedacht habe, was gegenwärtig sein ganzes Denken ausmache. Nun wird der Leser etwas ganz anderes erwarten als das, was tatsächlich folgt (und auch die Gräfin selbst mag hier etwas gestutzt haben). Denn Metternich fährt in feierlichem Tone fort: „or ma pensée est toujours moi, tout moi". Er meint damit allerdings nur sein wahres Ich, sein Herz oder Gemüt, von dem er versichert, daß es ihr nicht weniger als ihm angehöre. Aber von hundert Verliebten hätten doch neunundneunzig die Fortsetzung vorgezogen: das, was mein ganzes Denken erfüllte und mir die schlechte Nacht in eine gute verwandelte, warst Du.

Metternich dehnt die Identifizierung auf alle Seelenkräfte aus. »An dem Tage,« schreibt er in seinem ersten Briefe, »wo ich gesehen habe, daß mein Denken dem Ihrigen begegnete, an dem Tage, wo ich nicht mehr zweifeln konnte, daß Sie mich verstehen würden, daß Ihr Geist und vor allem Ihr Herz sich auf derselben Linie bewegten, die ich als die meinige ansehe, da habe ich gefühlt, daß ich Ihr Freund werden könne« (S. 2). »Deine Gedanken werden immer den meinigen begegnen. Wenn mir ein Gefühl des Glückes übrig bleibt, so

beruht es auf dieser Einheit des Besitzes. Ohne dies Gefühl kann ich ... keine Liebe empfinden. Was mich mit Dir verbindet, ist diese innere Ruhe, die mir keinen Zweifel an der vollkommenen Identität unserer Gedanken gestattet. Ich bin dessen so gewiß, wie ich von meiner eigenen Existenz überzeugt bin, daß mein Denken das Deine ist, daß meine Wünsche die Deinen sind, mein Geschmack, meine Freuden und Leiden, alles, alles das Deine« (S. 24 f.). »Geliebte, warum sind Deine Briefe die meinen? Wie kommt es, daß Du mir fast dieselben Worte schreibst, die ich Dir schickte und die Du schon geahnt zu haben scheinst, als mein Brief noch unterwegs war? Diese vollkommene Identität unseres Wesens, sollte sie so absolut sein, daß dieselben Gedanken bei uns denselben sprachlichen Ausdruck finden?« (S. 84.) »Du bist alles das, was ich wünsche; Dein Geist ist der meine, wie meine Gedanken die Deinigen sind, meine Liebe die Deinige ist, denn unser Gemüt ist dasselbe« (S. 86 f.). Auch seine „faiblesses" sollen die ihrigen sein. »Da ich sie habe, mußt Du sie notwendig auch haben. Studiere mich, und Du wirst, wenn Du es noch nicht vermocht hast, Dich selbst verstehen lernen. Aber sei ohne Sorge: ich werde an Dir die Schwächen lieben, die ich an mir mißbillige« (S. 74).

Die Metaphysik der Liebe. — „Je raisonne l'amour" (S. 131); der Liebende empfindet das Bedürfnis, jene von ihm vorausgesetzte vollkommene Harmonie der Seelen auf ein System zu bringen. Seine philosophischen Erwägungen führen ihn schließlich zu einem Ergebnis, das mit einem berühmten Gedichte

Goethes an Frau von Stein eine gewisse Ähnlichkeit be-
sitzt. Aber er ist weit davon entfernt, seinen Gedanken
einen poetischen Ausdruck zu geben. Er doziert, als ob
er ein Kolleg zu halten hätte; der Pedant wird zum
Mystiker und bleibt mitten in der Mystik Pedant. Schon
vorher kündigt er der Geliebten an, sie werde demnächst
„une dissertation philosophique" von ihm er-
halten (S. 86). Bald darauf stellt er die Frage, warum
sie ihm wie etwas schon längst Geliebtes erscheine und
warum in ihrer so plötzlich vollzogenen Vereinigung
nichts vorgekommen sei, das ihm wie etwas Unbekanntes
aufgefallen sei. Er fährt mit gewohntem Selbstgefühl
fort: »Eines Tages werde ich Dir das mittels einer
schönen These meiner Philosophie erklären, die nicht
die Philosophie jedermanns ist, aber es zu sein ver-
diente« (S. 99). Endlich, am 10. Januar 1819, führt er
seinen Vorsatz aus (S. 126 f.). Es ist zu befürchten, daß
die Gräfin, die sehr geistvoll, aber ohne alle wissenschaft-
lichen Interessen war[1], für die Spekulationen ihres über-
sinnlichen Freiers nicht das genügende Verständnis be-
saß. Wenn sie viel später (1848) gesagt hat, sie finde
Metternich „bien long, bien lent, bien lourd, très
métaphysique" (S. 385), so mag in diesen Worten auch
etwas von ihren Eindrücken aus älteren Zeiten nach-
klingen.

Metternich beginnt seine „Déduction philosophique
sur les pressentiments" (S. 127) mit Auseinander-
setzungen über das Verhältnis von Leib und Seele, die

1) „Elle a beaucoup d'esprit naturel, sans la moindre in-
struction", sagt Talleyrand in seinen Memoiren (L, XLIX).

er allerdings selbst als „petites démonstrations assez pédantesques“ bezeichnet. Er stellt sich auf den Standpunkt des Dualismus und der Wechselwirkung, von dem er weiß, daß ihn die christliche Weltauffassung vertritt. Die Natur des Menschen setzt sich dualistisch aus zwei „essences“ zusammen. Die eine ist materiell und unterliegt den physikalisch-chemischen Gesetzen; die andere ist davon vollständig verschieden — »nenne sie Seele, Geist oder wie es Dir gut dünkt«. Für sich allein betrachtet ist die Seele jenen mechanischen Gesetzlichkeiten nicht unterworfen. Aber Gott hat sie mit dem Materiellen vereint, und auf dieser Vereinigung beruht das, was wir lebendig nennen. Um sie zu ermöglichen, bedarf es vermittelnder Organe, die feiner sind als die gröbere Materie; sie sind in dem Nervensystem ausgebildet. Alle Ideen entspringen den Sinnen, während das Begriffsvermögen nur der Domäne der Seele angehört. Wird die Seele von dem Leibe getrennt, so tritt der Tod und die Auflösung der materiellen Teile ein, die dann wieder neue Kombinationen bilden können (Metternich versäumt es nicht, die Gräfin zu belehren, daß auch i h r körperlicher Teil diesem Schicksal unterworfen sein wird). Die Seele aber kann sich nicht auflösen und besteht nach dem Untergang des Leibes weiter.

Körper und Seele stehen in Wechselwirkung. Die Seele kann den Körper töten, und die Krankheiten des Körpers können ihrerseits die äußeren Funktionen der Seele suspendieren. — Bis hierher rollen die Gedanken unseres Helden in den wohlausgefahrenen Geleisen einer Philosophie dahin, die durchaus nicht nur die seinige ist. Nun

aber kommt eine Wendung ins Mystische. Die Seele kann auch abgesehen von einer sinnlichen Vermittlung (also telepathisch) mit anderen Seelen in Verbindung treten. Es gibt demnach zwei verschiedene „points de départ pour un même effet“. Das will der Fürst speziell für die Liebe durchführen.

Zu diesem Zwecke verschiebt er, ohne daß er den Unterschied zu bemerken scheint, den Dualismus so, daß jetzt die reine, von den Sinnen unabhängige Seele dem bewußten psycho-physischen Lebewesen gegenübersteht, das in seinen Erfahrungen auf die Sinne angewiesen ist: einerseits l'âme in ihrer indépendance, anderseits „ce moi qui est bien lourd et bien matériel“ (also etwa das, was man das »leibliche Ich« zu nennen pflegt). Die Annahme zweier points de départ bedeutet, daß bei der Vereinigung in der Liebe die äußeren Sinne unser leibliches Ich einem ihm gleichartigen Ich zuführen können, daß aber auch die reinen Seelen ohne solche Vermittlung von sich aus ihresgleichen zu suchen vermögen. Sie können in einem unmittelbaren »Kontakt« stehen, von dem das leibliche Ich gar nichts weiß und unter Umständen nie etwas erfährt, weil dieser Kontakt den Sinnen nicht zugänglich ist. Gleichgestimmte Seelen müssen, schon ehe sich die Körper in sinnlicher Gegenwart gegenüberstehen, aufeinander wirken können[1]. Freilich, solange die sinnliche Gegenwart fehlt, kann uns diese Beziehung nur als eine unbestimmte Sehnsucht bewußt werden. Wenn sich aber auch die äußerlich materiellen

1) Vgl. S. 27: in seiner Liebe sei etwas ihm Angeborenes, Präformiertes.

Bedingungen der Gemeinschaft einstellen, dann entsteht plötzlich, wie ein Wunder, jenes Ausnahmeverhältnis zweier Menschen, bei denen sie das Gefühl haben, als hätten sie sich schon längst gekannt und geliebt: „vous ne faites qu'apprendre à connaître ce que vous connaissiez déjà, vous aimez ce que vous aimiez déjà."

So sucht Metternich durch metaphysische Erwägungen, deren entferntester Ursprung wohl in Platons Symposion zu suchen ist, das Außerordentliche verständlich zu machen, was er in seiner Liebe zu finden glaubt und zu finden wünscht. Er ist sichtlich stolz auf seine philosophische Leistung. An eine „petite femme" würde er diesen Brief nicht geschrieben haben (S. 130). Von Dorothea aber erwartet er, daß sie seinem Fluge folgen kann. »Meine Freundin, findest Du in meinen philosophischen Thesen etwas von einer Erklärung dessen, was uns widerfahren ist? Glaubst Du an meine Doktrin? Kehre bei Dir selbst ein und suche die Antwort auf meine Fragen.« Sie wird auch nicht fürchten, daß er darum weniger zu lieben wisse, weil er die Liebe zum Gegenstand des Raisonnements gemacht hat. »Nein, Geliebte, Du wirst Dich niemals beklagen, daß Dein Freund auf solche Weise philosophiert, und er empfindet ein unaussprechliches Entzücken, einem Wesen begegnet zu sein, das ihn versteht.« — Man wird nicht daran zweifeln können, daß Metternich, dessen Liebschaften gewöhnlich nur sein „moi bien matériel" befriedigt haben mögen, der Gräfin gegenüber in seinem tiefsten Wesen ergriffen war; sonst hätte er sich schwerlich gezwungen gefühlt, eine Metaphysik der Liebe zu entwerfen. Aber man wird auch vermuten

dürfen, daß die lehrhaft trockene Form seines Vortrags wenig geeignet war, um die gewünschte Wirkung in der recht weltlichen Seele der Freundin hervorzubringen.

„M e s l e t t r e s". — Stellt man zum Schlusse die Frage, ob und wie sich Metternich i n seinen Liebesbriefen über den Wert dieser Briefe geäußert hat, so wird man schon im voraus erwarten, daß sich solche Urteile nicht selten finden und daß sie überwiegend ein Zeugnis der Selbstzufriedenheit sein werden. Diese Erwartung wird durch die Tatsachen bestätigt. Es muß aber gerade darum betont werden, daß die sich auch hier wieder äußernde Eitelkeit den Ernst einer den ganzen Mann erfüllenden Liebe nicht ausschließt. Und auch dieser Ernst der echten Empfindung kommt in Metternichs Beurteilung seiner Briefe zum Ausdruck. Sie sind ihm ein Heilmittel, um den Schmerz über die Trennung zu lindern (S. 93). »Du weißt, Geliebte, daß ich Deiner bedarf wie des Lebens, oder vielmehr daß ich das Leben nur nötig zu haben glaube, um Dich lieben zu können. Sobald ich eine Nummer« (die Briefsendungen wurden numeriert) »beendigt habe, beginne ich eine neue; ich bin nicht zufrieden, wenn ich nicht mit einem Blatt begonnen habe; ohne das fühle ich mich einsam, mit ihm bin ich zwar nicht glücklich, aber die Armen, meine Freundin, verachten die Krumen vom Tische des Reichen nicht« (S. 193). »Gestern ist meine achte Sendung abgegangen. Ich beginne mit einer neuen, die am Donnerstag fortkommen wird. Ich kann nicht mehr ohne einen begonnenen Brief existieren; ich muß wissen, daß einer in meinem Schreibtisch liegt, ich hänge an ihm, wenn er anwächst, wie an einem

lebenden Wesen, ich empfinde fast ein Gefühl des Bedauerns, wenn ich ihn beendigt habe; denn die Worte haben auch ein Leben« (S. 92). Gerade weil ihre Liebe weniger auf der Sinnlichkeit als auf dem »Kontakt« der Seelen begründet ist, hat der geistige Verkehr durch Briefe einen besonderen Wert: »In einem Verhältnis wie dem unsrigen, wo die beste Seite unseres Wesens allein im Kontakt bleibt, gelten die Briefe viel; sie sind« (hier klingt wohl das Mystische an) „peut-être infiniment plus". »Meine Seele, nicht mein Auge, hat Dich auserwählt[1]; mein Herz ist es, das Dich liebt, nicht die Materie ... und das findest Du in meinen Briefen wieder« (S. 100).

Aber darum sind diese Briefe auch etwas Außergewöhnliches. Metternich ist allerdings von den Antworten der Gräfin ebenfalls entzückt (und zwar sicher mit Recht, denn ihre Briefe werden auch sonst als Meisterwerke bezeichnet, vgl. L, S. XLIX); und er schätzt sie um so höher, als er findet, daß sie sich in s e i n e r Sprache ausdrücke (S. 153), — was wohl weniger berechtigt ist, da ihm die bewegliche Grazie fehlt, über die sie verfügt. Aber seine eigenen Briefe beschäftigen ihn doch noch mehr. Als er seine ersten Sendungen noch einmal zu lesen bekam, war er, wie er der Freundin schreibt, zu Tränen gerührt: „j'ai relu toutes mes lettres et j'ai pleuré en les lisant" (S. 27). Er

---

1) Von solchen Versicherungen, die in verschiedenen Wendungen wiederkehren, war die Gräfin, wie man begreifen wird, nicht recht befriedigt. Sie wollte, daß er auch „amoureux" im Sinne des gewöhnlichen Verliebtseins bleibe. Man vergleiche den Brief vom 18. Februar 1819, in dem Metternich sie hierüber beruhigen muß (S. 202 f.).

freut sich, daß ihr seine Briefe gefallen; »Du erinnerst mich daran, wie ich Dir vorausgesagt habe, daß Du meine Briefe lieben werdest und mich infolge dieser Briefe. Ich war dessen gewiß, und ich hätte es nicht vorausgesagt, wenn ich es nicht sicher gewußt hätte« (S. 174). Sie sind so rein, daß kein fremder Leser an ihnen Anstoß nehmen könnte, ja jede Mutter könnte ihrer Tochter erlauben, diesen Roman ihrer Liebe zu lesen (S. 153). Darum ist es auch etwas ganz anderes, was ihn bei dem Gedanken an einen »indiskreten« Leser quält (S. 118). Was mag es wohl sein? Es ist die Vorstellung, daß ein solcher Leser am Ende in seinem Unverstand glauben könnte, es handle sich dabei um Briefe von der Art, wie sie jeder gewöhnliche Verliebte schreibt, — und sie sind doch etwas so Ungewöhnliches!

Besonders gern betont der Fürst die impulsive Art seines Schreibens; immer „du premier jet, sans ordre, sans calcul", aber auch „sans effort" (S. 207). Nur auf diese Weise kann er der Freundin mitten aus dem aufreibenden Beruf heraus so umfangreiche Sendungen zukommen lassen. Er schreibt schnell; die wenigen Minuten, die er zwischen langweiligen Geschäften oder ernsten Besprechungen frei findet, müssen ausgenutzt werden, um den Ausdruck seiner Gefühle auf das Papier zu bringen (S. 213). In den Stolz darüber, daß er ihr trotzdem so viel zu bieten vermag, mischen sich auch bescheiden klingende Wendungen. »Meine Briefe sind solche Rhapsodien, ich bin bald so hoch, bald so niedrig, ich behandle auf einmal so viele Gegenstände, ich spreche auf derselben Seite so gut und so schlecht, daß ich mich

schämen würde, sie einem anderen Wesen als Dir zu senden. . . . An Dir, meine Freundin, ist es, das Chaos meiner Worte zu entwirren« (S. 220). Metternich fügt freilich sofort beruhigend hinzu, daß dieses Chaos sich weder auf seinen Kopf noch auf sein Herz ausdehne. Aber man fühlt es hindurch, daß es gerade seiner Eitelkeit schmeichelt, wenn seine Briefe »Rhapsodien« sind, die trotz ihrer schnellen Entstehung einen so reichen und wechselnden Inhalt besitzen. Sagt er doch selbst etwas später: »ich halte sie für gut, weil ich dabei weder nach Gedanken noch nach Worten suche« (S. 245). Diese ganze Auffassung gilt in Wirklichkeit nur für einen Teil seiner Äußerungen, da er, auch abgesehen von jener »philosophischen Dissertation«, recht viel zu dozieren pflegt. Metternich verhält sich ein wenig wie ein Maler, der von seinem Bilde in nachlässigem Tone sagt, er habe es »so hingehauen«, während er doch auf manche Teile recht viel Fleiß und Sorgfalt verwendet hat.

Das verweist uns noch auf eine letzte Äußerung der Selbstgefälligkeit. Der Fürst gibt zu, daß seine Schreibweise manchmal abstrakt und schwer verständlich sei; aber dafür ist er sich auch bewußt, als Liebender seine eigene Sprache zu reden. „Je me suis arrangé une langue à ma façon.“ »Ich empfinde nicht wie die Durchschnittsmenschen, also kann ich auch bei ihrem dictionnaire amoureux keine Anleihen machen« (S. 203). Er fühlt sich glücklich, daß er der Freundin »in seiner Sprache« ganze Seiten über sich selbst schreiben kann, denn er glaubt zu wissen, daß sie ihn versteht und ihm auf halbem Wege entgegenkommt, auch wenn er „bien

abstrait" ist (S. 73). — Man wird zugeben müssen, daß Metternich mit dieser Hervorhebung der Eigenart seines Stils im Rechte ist. Auch wenn man von dem oft ungewöhnlichen Inhalt seiner Liebesbriefe absieht, den wir in einigen Hauptzügen zu schildern suchten, wird man feststellen können, daß schon ihre formale Seite manches Besondere bietet. Es haftet an seinem Stil auch da, wo er seine tiefsten Gefühle Wort werden läßt, etwas seltsam Sprödes und Steifes, damit aber zugleich etwas Feierliches und Herrisches, was der angeborenen Natur des Mannes entspringt, der das Selbstgefühl eines eitlen Künstlers, aber nicht dessen bewegliche Phantasie besaß.

Schluß

Ich habe mit meiner Untersuchung, ganz abgesehen von dem besonderen Thema, das ich mir stellte, wahrscheinlich gegen den ausgesprochenen Willen des Fürsten Metternich gehandelt. Als er im Januar 1823 Madame Campans Memoiren über Marie Antoinette las, schrieb er in einem Privatbriefe, man solle überhaupt hohe Persönlichkeiten, deren traditionelles Ansehen und deren Ehrfurcht gebietende Stellung so wichtig seien, keiner Analyse unterziehen, »weil die Analyse jedes derartige Gefühl zerstört, nachdem sie es zuvor stückweise abgeschwächt hat« (N P, IV, S. 5). Was Metternich hier sagt, bezieht sich zwar zunächst nur auf die Schilderung regierender Fürsten und Fürstinnen; aber die von ihm erwähnten Gefühle würde er doch sicher auch in Hinsicht auf seine eigene Person erhalten sehen wollen.

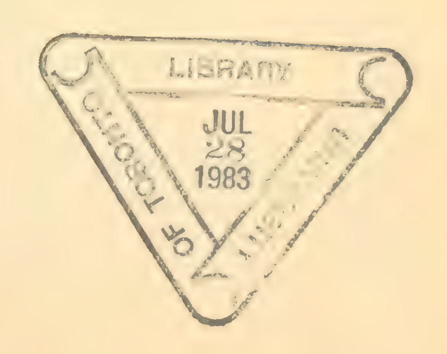
Das so entstehende Bedenken wird dadurch verschärft, daß es sich in meiner Analyse gerade um diejenige menschliche Schwäche handelt, die am meisten geeignet ist, den Mann, dem sie anhaftet, lächerlich erscheinen zu lassen. Und die Verantwortung wird noch schwerer, wenn man erwägt, daß Metternich ohnedies als Mensch und Staatsmann häufig eine ungerechte, ja gehässige Beurteilung erfahren hat. »Den Fürsten Metternich«, schrieb Prokesch 1872, »hat man bald als einen Finsterling, als einen für die Wünsche, Bedürfnisse und Leiden des Volkes unempfänglichen, in starrer Beschränktheit den Fortschritt bekämpfenden Staatsmann hingestellt; bald als einen gewissenlosen Schwelger, leichtsinnig vom Tag in den Tag lebend, ohne Verständnis und Liebe für das Edlere, für Kunst und Wissenschaft, ohne Pflichtgefühl und sittlichen Halt, ohne Begabung selbst für sein Amt und die hohe Stelle, die er im Staate und in der europäischen Welt bekleidete.« Darf man nun den vielgeschmähten Mann auch noch von einer Seite beleuchten, die ihn dem Spotte besonders stark aussetzt?

Demgegenüber kann ich zweierlei erwidern. Erstens glaube ich, auch das, was an dem Manne bedeutend und achtungswert war, stärker hervorgehoben zu haben, als es in manchen vielgelesenen historischen Werken der Fall ist. Und zweitens ist zu betonen, daß diese Untersuchung nicht der Neugier entspringt, die sich an den Seltsamkeiten führender Männer belustigt, sondern bei allen Mängeln, die der A u s f ü h r u n g zukommen mögen, doch auf an sich wertvolle Z i e l e eingestellt ist.

Solche Analysen, die von einer umfangreichen Materialsammlung ausgehen, um bestimmte Charaktereigenschaften an einer konkreten Persönlichkeit zu studieren und deren Einfluß auf das Wesen eines Menschen in allen seinen Ausstrahlungen zu schildern, bilden Beiträge zu der Lösung von Aufgaben, die der psychologischen Wissenschaft gestellt, aber noch lange nicht in genügendem Ausmaße von ihr bearbeitet sind. Sie sind ferner nicht ohne Bedeutung für die Ethik, der es nur zum Vorteil gereichen kann, wenn sie die abstrakten Allgemeinbegriffe der »Tugenden« und »Laster« auch in ihrer konkreten Ausprägung an durchgeführten Beispielen kennen lernt. Und sie können, wenn ich mich nicht täusche, auch einen gewissen Wert für die Dichtkunst, besonders für die Kunst des Dramatikers besitzen; denn sie bilden eine Ergänzung der gewöhnlichen Lebensbeobachtung, eine Ergänzung, die manches enthält, was dieser nicht leicht zugänglich ist, und die zugleich ein viel geschlosseneres Bild liefert.

Ich selbst bin dabei nur durch die der Psychologie gesteckten Ziele bestimmt worden. Und wenn ich dieser persönlichen Bemerkung eine noch persönlichere hinzufügen darf: es ist (obwohl es vielleicht dem Philosophen kein günstiges Zeugnis ausstellt) für mich besonders beglückend gewesen, in vorgerücktem Alter auf Problemstellungen zu stoßen, die nicht das Allgemeine i n seiner Allgemeinheit erwägen lehren, sondern den Betrachter des menschlichen Seelenlebens in der erwärmenden Nähe der lebendigen, individuellen Persönlichkeit festhalten.

Anzeigen des
Cottaschen Verlages



Fürst Bismarck 1890—1898.
Nach persönlichen Mitteilungen des Fürsten und eigenen Aufzeichnungen des Verfassers, nebst einer authentischen Ausgabe aller vom Fürsten Bismarck herrührenden Artikel in den »Hamburger Nachrichten«. Von Hermann Hofmann, früher leitendem politischen Redakteur der »Hamburger Nachrichten«. Mit einem Bildnis des Fürsten Bismarck. Drei Bände in zwei Bände gebunden. Neunte bis elfte verbesserte Auflage.

Bismarck-Erinnerungen des Staatsministers Frhn. Lucius v. Ballhausen
Mit einem Bildnis und Brieffaksimile. 4.—6. Auflage, ergänzt durch ein Register

Staatsminister Adolf von Scholz, Erlebnisse und Gespräche mit Bismarck.
Herausgegeben von Wilhelm von Scholz. Mit einem Bildnis und zwei Brieffaksimiles. 1.—5. Auflage.

Maria Fehling, Bismarcks Geschichtskenntnis. 1. und 2. Auflage

Heinrich Friedjung

Der Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland 1859—1866
2 Bände. Mit 9 Karten. 10. Auflage

Österreich von 1848 bis 1860
2 Bände. Band I: Die Jahre der Revolution und der Reform 1848 bis 1851. 4. Auflage
Band 2. 1. Abteilung. 3. Auflage

Der Krimkrieg und die österreichische Politik. 2. Auflage

Historische Aufsätze. 1. und 2. Auflage

Richard Charmatz, Adolf Fischhof.
Das Lebensbild eines österreichischen Politikers. Mit 2 Abbildungen

Alfred Fischel, Der Panslawismus bis zum Weltkrieg. Ein geschichtlicher Überblick

Johannes Haller. Die Ära Bülow
Eine historisch-politische Studie. 1.—5. Tausend

Friedrich Jungnickel, Staatsminister Albert von Maybach
Ein Beitrag zur Geschichte des preußischen und deutschen Eisenbahnwesens. Mit einem Bildnis Maybachs und drei Brieffaksimiles

Eduard Meyer, Caesars Monarchie und das Principat des Pompejus
Innere Geschichte Roms von 66 bis 44 v. Chr. 3. Aufl.

Veit Valentin, Fürst Karl Leiningen und das deutsche Einheitsproblem
Mit einem Bildnis

Aus dem Leben des Wirklichen Geheimen Rats Otto Wehrmann, Ersten vortragenden Rats im Staatsministerium
Blätter der Erinnerung an das Werden des Deutschen Reiches. Mit einem Bildnis Wehrmanns und vier Brieffaksimiles

Eduard von Wertheimer, Der Herzog von Reichstadt
Ein Lebensbild. Nach neuen Quellen. Zweite vermehrte Auflage. Mit 6 Lichtdruckbildern und 1 Briefbeilage in Faksimiledruck


MDCXL